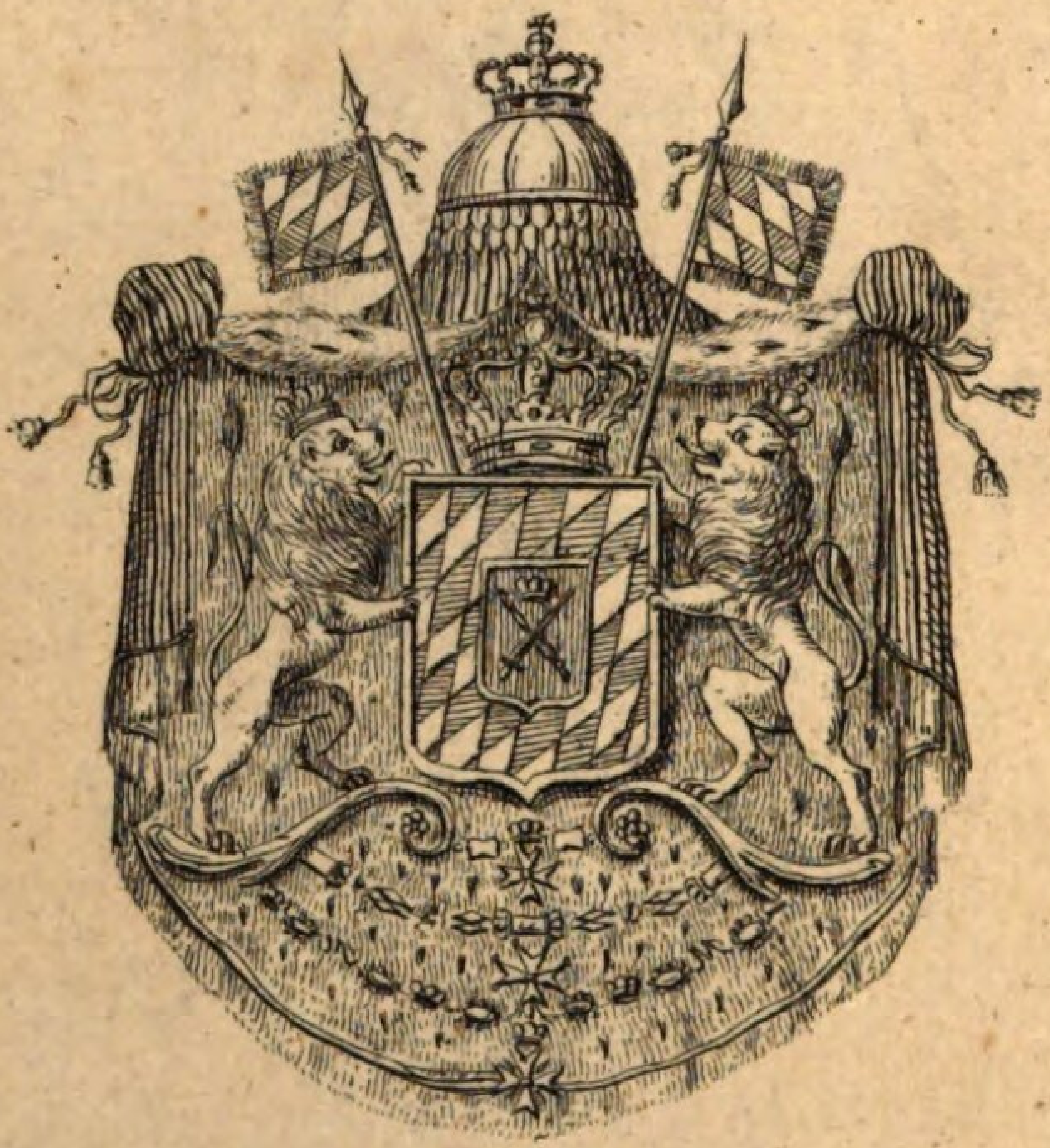
P. O. germ. 80. Beck



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36603576940011

<36603576940011

Bayer. Staatsbibliothek

Ernst, Gefühl und Laune.

Von
Carl Theodor Bek.

München 1784.
Bey Joseph Lentner, Buchhändler
nächst dem schönen Thurme.

369

Οὐκοῦν ἓν τῶν προσφερομένων ψυχῇ ἐϛι καὶ τὰ μαθήματα; Sokrates in Plato's Gespräche: Εραϛαι.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An

Seine Durchleucht,

Aloys

den Zweyten,

des heiligen Röm. Reichs

Fürsten

zu

Oettingen-Oettingen

und Oettingen-Spielberg 2c. 2c.

Meinen

gnädigsten Fürsten und Herrn.

Vergieb, o Fürst! auf unhaltbaren
Schwingen
Reißt Dankgefühl und Biedersin
Und Ruf der Muse, Dich zu singen,
Mich fort zu Deinem Throne hin! —

Es herrscht der, ohne den, was ist, nicht
wäre,
Und Allmacht, Weisheit ist sein Wort!
So donnert jede Himmelssphäre,
Und rollet ihre Laufbahn fort!

Hoch tönt, und lieblich aller Himmels-
sphären
Verkündigender Jubelgang,
Und rings von Seraphimenchören
Begleitet ihn der Harfen Klang.

Doch lieblich steigt zu Gott und Engel-
chören
Auch jener Völker Flehen auf,
Die Gott in ihrem Fürsten ehren,
Und freudig fleh'n zum Himmel auf:

Sieh, Ewiger! sieh, alle wir vereinen
Für unsern Fürsten unser Fleh'n!
Dein Bild ist Er, daran im Kleinen,
Was Du für's Weltall bist, wir seh'n! —

Heil Dir, o Fürst! es steigt zu jenen Höhen
Auch Deines Volkes Fleh'n so auf!
Auch Deiner Länder Kinder sehen
Von Dir zum Allbeherrscher auf!

Be-

Beglücktes Volk! — Wie bin auch ich
beglücket!
Wie glücklich, meine Muse, du!
Mein Fürst ist Aloys — Er nicket
Dir, junge Muse! Beyfall zu!

Und deine Erstlinge, die Frucht der
Stunden,
Die auf mein Leben Rosen streu'n —
Darfst, mit der Freude Kranz umwunden,
Du Ihm, dem besten Fürsten, weihn!

Vorbericht.

Ernst, Gefühl und Laune — bald Prosa, und da Entwickelung eines Begriffes, oder einer Empfindung — bald Gedicht, und da Ode, oder Lied, oder Gemälde, jezt in hohem, jezt in sanfterm Tone — alles in Einem — Ernst, Gefühl und Laune, wie's der Verfaßer in ruhigen, einsamen Stunden hinschrieb. Er schrieb kein's der Stücke in der Absicht, Schriftsteller zu werden; sonst würde alles mehr Gleichheit, mehr Originalität haben. Er wählte immer den Ton, den Ausdruck,

die Sprache, die ihm jezt, für diese Situation seiner Seele die bequemste, willkommste, schicklichste zu seyn schien; ohne darauf zu achten, ob's Klopstoks, oder die des Asmus, oder eines andern, oder eigene, originelle Sprache sey. Es war immer sein Gedanke, seine Empfindung. So schrieb er die Stücke seit einigen Jahren, legte sie zusamm auf ein Häuflein, und freute sich des Häufleins, als wär's ein Monument, das sich doch ansehen, daran sich ausruhen ließe. Sein Wunsch ist: Möchte das Büchlein Seelen guter Stimmung willkomm seyn! nur Einen Begriff heller, Eine gute Empfindung inniger, Eine Stunde dem Leser vergnügter, seliger machen!!

Bayerische Staatsbibliothek München

Fragment
über die lyrische Dichtkunst.

Jedes lyrische Gedicht ist eigentlich zum Absingen bestimmter, (*) höchstsinnlicher Ausdruck unsrer Gedanken, Empfindungen und Launen, durch eine der wirklichen Situation unsrer Seele angemeßene Sprache. Dadurch wird also vorausgesetzt, daß etwas Interessantes den Dichter in Affekt oder Laune versetze, und so ihn dränge, seinen ungewöhnlichen Gedanken und Gefühlen auf eine ungewöhnliche Art Luft zu machen. So ist der Lyriker oft Lehrer, und seine Ode im höchsten

(*) Daß melodische Musik ungemein viel zur Schönheit eines lyrischen Gedichtes beytrage, ist außer Zweifel. Sie giebt den Gedanken und Empfindungen einen gewißen Schwung, der sich erfahren, fühlen, aber nicht beschreiben läßt; und ein lyrisch Gedicht, das man melodisch, mit warmen, edlen Ausdrucke, oder noch von einem musikalischen Instrumente begleitet, absingen hörte, verliert ungemein viel, wenn man es dann blos liest, oder deklamirt. Daher die Lyra der Alten. Sie zeigten auch hierinn, daß sie Geschmack hatten.

Grade didaktisch. Er hat über Wahrheiten nachgedacht, konzentrirt sie nun, und trägt sie in seiner Sprache vor. Horaz mußte die Wahrheiten, die er in der ersten Ode des — wenn ich mich nicht irre — dritten Buchs besingt, erst durchgedacht, und sie sich äußerst interessant, und zur Quelle des hohen pathetischen Affekts gemacht haben, eh' er, voll Gedank' und Gefühle ausbrach:

Odi profanum vulgus, & arceo.
Favete linguis! Carmina, non prius
Audita musarum sacerdos
Virginibus, puerisque canto. —

Regum timendorum in proprios greges,
Reges in ipsos imperium est jovis etc.

Oder Gedanke und Empfindung trifft, wie ein Blitz des Dichters Seele, und flammt, und zündet. So sang Klopstok ganz im Ausdrucke einer schnell- und inniggerührten, wehmuthvollen Seele:

Ebert, mich scheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden Weine
Tief in die Melancholey!
Ach! du redest umsonst vor dem gewaltigen Kelchglas
Heitre Gedanken mir zu!
Weggeh'n muß ich, und weinen! u. s. f.

Die

Die Seele, je nachdem sie einer Laune überlaßen ist, nährt sich an jedem vorkommenden Gegenstande, der mit ihrer Laune in einiger Verbindung steht. Die Saite ist gespannt; berührt sie was, das mit ihrer Spannung Verhältniß hat: so wird sie sich schwingen, und antwortenden Laut geben. In munterer Laune blickt man oft über etwas, das uns betrüben könnte, weg, und etwas, das uns sonst gar nicht interessirte, zwingt uns da ein Lächeln ab. In banger, schwermüthiger Laune kann man mit herzlicher Klage über eine geknickte Blume weinen. Ist nun der Dichter in so einer Laune; so kann ihn ein vorkommender Gegenstand, der an und für sich auch noch so gering scheinen mag, interessiren, ihn in eine schwärmerische Empfindung versetzen, die bald ein lyrisch Gedicht wird.

Das läßt sich nun alles auf Rührung und Affekt zurückführen; und so, wie die verschieden, und bald in hohem, bald in niederm Grade, bald tiefempfindende Leidenschaft, oder sanfte Schwärmerey, oder blos Laune, Schmerz, Gefühl der Freude, Munterkeit, oder süße Betrübniß sind, bald diesen, bald jenen Gegenstand haben — so sind auch die lyrischen Gedichte verschieden; und daher entstehen Gattungen lyrischer Gedichte, daher die hohe Ode, und das kleine sanfte Liedchen, das da

 hin=

hinfließt, wie's Bächlein im Wiesengrunde, indeß der volle Strom über Felsen und Gebirge im Silbersturme herabrauscht.

* * *

Auch ein paar Worte vom Ausdruck und Ton der lyrischen Dichtkunst. Alles Lyrische schwingt sich, in Absicht auf den Ausdruck, besonders in der hohen Ode über Sprache des Redners und des gemeinen Lebens weg. Der Dichter ist außerordentlich von seinem Gegenstande gerührt, überläßt sich ganz der Empfindung, und ist, wie Sulzer sagt, oft auf eine gewiße Art seiner selbst nicht mehr mächtig. Nicht sagt und erzählt er was, wie man's meistens im gemeinen Leben, wo man mit Ruhe spricht, sagt und erzählt; nicht sagt er was, wie's der Orator, der mit Plan und logischer Ueberzeugung spricht, sagen würde. Seine Empfindung ist außerordentlich, und diese Empfindung wird Sprache, Gesang. Der Redner führt Beweise, und malt zuweilen flüchtig hin. Der Philosoph entwickelt, ordnet und stellt die Wahrheit ganz nackt hin; denn er will nur demonstriren, daß das Wahrheit sey. Der Lyriker hat die kalte Ueberlegung des Redners, und des Philosophen nicht. Er ordnet nicht, und demonstrirt nicht; es liegt ihm an beyden nichts. Er ist voll seines Gegenstandes,

standes, und sucht ihn, so sinnlich als er nur kann, hinzumalen. Daher die häufigen Metaphern und Allegorien, Hyperbolen, und überhaupt das Starke, Malerische der lyrischen Poesie. Bildersprache ist des lyrischen Dichters Eigenthum. Lyrische Poesie und Bildersprache geh'n Arm in Arm geschlungen, Fantasie ist ihre Mutter, und sie sind Schwestern; oft aber schlingt auch Simplicität des Ausdrucks, der ganz aus dem gemeinen Leben genommen wird, mit sanfter, schuldloser Mine den Arm um die zwo Schwestern, erhöht und mildert dieselben, und so wird die Gruppe dieser drey Grazien vollkommen und reitzend schön. Wer das denkt und fühlt, wer Sinn dazu hat, es zu denken und zu fühlen, dem kann ich über Ausdruck der lyrischen Poesie im Allgemeinen nimmer mehr sagen.

Nur noch Weniges vom Tone!

Da muß ich dich aber allererst um Vergebung bitten, lieber Leser! daß ich das Wort, Ton, hersetzte, und dir doch nicht wohl sagen kann, was ich eigentlich darunter verstehe. Ich fühl's, was es ist, und seyn sollte; aber erklären kann ich dir's ein für allemal nicht. Nur Winke möcht' ich dir geben, daß du's empfändest, und erklären darfst du es eben keiner Seele. — Eine schöne Gegend unterm Sonnenhimmel ist am feurigen Mittage ganz

anders, als am Abend, und am Abend wieder anders, als am Morgen — wenn auch gleich am Morgen, Mittag und Abend immer die nämliche Gruppe ebenderselben Gegenstände da ist. Am Morgen wird uns gemeiniglich wohl ums Herz, und unsre Seele ergießt sich in Freude. Am Mittage steht die Sonne in ihrer Pracht und Macht, und die Gegend liegt mit hohem Lichte bekleidet. Wir fühlen das, und bewundern es; aber mit Ermüdung. Am Abend senkt sich unsre Seele gern in stille, sanfte Betrübniß, sieht mit Wehmuth das Scheiden der Sonne, und wandelt durch die grünen Schatten, wie beklommen hin. — Und nun sagt mir, was ist denn das, das diese Wirkung auf uns macht? Es webt sich so was über und durch die Gegend hin, und dies webt sich mit in unsre Seele ein; und im lyrischen Gedichte, wenn's anders ein lyrisch Gedicht ist, liegt auch so was — es ist eigentlich nicht Sprache selbst, auch nicht nur Metrum — es ist das Karakteristische der Leidenschaft oder Laune, und ihrer Sprache, Licht und Schatten, und Duft, über's Gemälde hingebreitet; ist oft so zerschieden, wie Gewitterluft des schwühlen Mittags, und Duft, und Licht des erwachenden Morgens, und man kann's fühlen, ohne das Gedicht zu deklamiren.

Ein paar Beyspiele!

Ich

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein Aug ist blau, und sanft mein Blick,
Ich hab ein Herz,
Das edel denkt, und stolz, und gut. —

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Zorn blickt mein blaues Aug auf den,
Es haßt mein Herz
Den, der sein Vaterland verkennt.

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein gutes, edles, stolzes Herz
Schlägt laut empor
Beym süßen Namen: Vaterland!

Und nun —
Wenn der Schimmer von dem Monde herab
In die Wälder sich ergießt, und Gerüche
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen weh'n; u. s. f.

Klopstock.

Oder:
Friede sey um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Claudius.

Nunc est bibendum, nunc pede libero
Pulsanda tellus u. s. f.

Eheu! fugaces, Posthume! Posthume!
Labuntur anni; nec pietas moram
Rugis, & instanti senectæ
Afferet, indomitæque morti —

Horat.

Deklamirt nun diese Stellen, oder deklamirt sie nicht — und wer fühlt nicht das, was ich oben erklären wollte? Jede Leidenschaft, jede Laune sieht den vorkommenden Gegenstand mit individuellem Sinne an, und hat im Ausdrucke ihren individuellen Ton, der sich im lyrischen Gedichte äußert, und wer Gefühl für's Lyrische hat, wird dies bey jedem guten Gedichte fühlen, und sich eigen machen können; aber Definitionen und Regeln lassen sich davon nicht geben. —

* * *

Lyrische Poesie, wenn sie das ist, was sie seyn soll, hat ihren großen Nutzen, und kann in den Herzen der Menschen viel Gutes bewirken. Wenn sie nun das, was sie seyn soll, nicht ist, wenn sie sich oft als eine schamlose Verführerin, oder als fade Gratulantin und Zierpuppe zeigt; nu! so deckt die Muse ihr erröthend Angesicht, und sagt: Geh! du bist nicht mein Kind! —

Viele

Viele Lyriker sollten das wohl beherzigt haben, viele noch beherzigen. Es ist wirklich unverzeihlich, die lyrische Dichtkunst zum Vehikel des Lasters und leichtsinniger Thorheiten zu machen. Schöne Künste und Wissenschaften sind, nach dem Ausspruche aller einsichtvollen, redlichen Kenner, bestimmt, durch ihre allbezwingende Macht den Herzen der Menschen das rauhe, unempfindsame Wesen zu benehmen, sie zu veredeln, und am sanften, anziehenden Bande der Glückseligkeit näher zu führen. Thun sie das nicht, oder gar das Gegentheil davon; so wird jeder vernünftige Mann dem gegen seine Lehrerinnen so undankbaren Rousseau beystimmen, und mit ihm rufen: Verjagt die unnützen, verführerischen Metzen aus allen Ländern und Provinzen, sie sind das Verderben der Menschheit!

Man findet in den ältesten Zeiten Spuren lyrischer Poesie, und meistens gutangewendeter. Die Hymnen des Moses, Davids, Assaphs u. a., Pindars Preisgesänge auf die Helden der olympischen Spiele, die Bardengesänge der ältesten deutschen Völker — lauter schöne Zeugnisse, wie sehr man auch im entferntesten Alterthume die Macht der lyrischen Dichtkunst einsah, und wie gut man sie anzuwenden wußte. Wenn man sie übrigens auch bey den Alten oft zum Vehikel der Unzucht

und andrer Laster machte: so wird jeder brave Mann eine Thräne der Wehmuth weinen, und seufzen: **Das ist die Geschichte der Menschheit!!** Laßt uns jedes gute Medium zu gutem Endzwecke anwenden, daß unsre Nachkommen einst nicht auch über uns weinen und seufzen müssen: **Das ist die Geschichte der Menschheit!!**

Die lyrische Poesie hat nebst dem, daß sie, wie überhaupt schöne Wissenschaft, unser Gefühl weckt und veredelt, noch vorzügliche Gewalt über unser Herz. Ein Mensch, wenn er anders Herz und Seele hat, sympathisirt leicht mit einem andern, an dem sich eine heftige Empfindung oder Laune äußert. Wer sollte bey dem kläglichen Gewimmer einer unglücklichen Person nicht mitleiden? Ich kam oft, ohne mich zur Munterkeit aufgelegt zu fühlen, in eine Gesellschaft. Man war munter, und unvermerkt ward ich's mit. Ueberhaupt alles, was ein Mensch in irgend einer sich stark äußernden Leidenschaft, in einer besondern Laune thut, und spricht, geht uns tief an die Seele. So auch die lyrische Poesie. Eine Wahrheit, die uns ein Lyriker sagt — wie geht sie uns an's Herz! Er weint und klagt, und wir weinen und klagen mit; er zürnt, und auch in uns wird Gefühl des Zorns rege; er fliegt über die Erde weg, und trägt uns mit sich fort, und versetzt uns in Paradiese andrer

Wel-

Welten; er thut launisch, scherzt und lacht, und wir machen auch da mit. — Das Launische, Leidenschaftliche der lyrischen Poesie giebt ihr einen gewißen Nachdruck, der die Empfindung des Dichters in unsre Seele mächtig gleichsam herüberführt, und unser Herz allem, was er sagt, mit unwiderstehlicher Gewalt öffnet. Die Wärme, mit der er spricht, das Sinnliche, Rührende der Herzenssprache, alles wirkt zusamm, und macht die lyrische Dichtkunst zu einem Talismane, mit dem man die Herzen der Menschen leiten und umwandeln kann, wie man will. Weh dem Manne, der sie damit ihrem Untergange entgegen leitet! Wohl dem Edeln, der sie damit wahrer Glückseligkeit entgegen führt, ihre Empfindungen weckt und ordnet, und sie in gute edle Menschen umschafft! — Es ist eine herrliche Musik für Engel und Menschen, wenn zur Leyer eines guten Dichters die Saiten eines guten Herzens, für das er singt, mitklingen! —

* * *

Die ältern Dichter sangen die Götter ihrer Mythologie. Sollte es dem christlichen Dichter nicht besser stehen, seines Herrn und Meisters, und der hohen Wahrheiten des Christenthums, statt der mythologischen Schwärmereyen in seinen Liedern zu gedenken? und welche Erhabenheit des Stoffes, den da das Christenthum anbeut, über jenen der alten Mythologie! Wenn uns was Interesse ist — was muß es uns mehr seyn? — — —

Dem

Dem Schöpfer.

Nieder in der Anbetung Tiefen
Neigt des Endlichen Antlitz
Hin in den Staub — Erstaunen
Ob Dir, Herrlicher! Ewiger!

Dem der Seraphim erster, kurz noch
Unding, Daseyn jezt hinsank,
Faßte der Seligkeiten
Lange, hohe Jahrhunderte

Mit der Gottesgedanken Einem,
Stand, als über der Kohlen
Löschendem Glimm', auf Sonnen,
„Liebe! Liebe!„ Dir, Schöpfer! rief —

Unausdenkbarer! Dir im Seraph,
Und im kriechenden Wurme,
Der sich mit Staube deckt, und
Tief im Schoose der Erde krümmt;

Aber — o der Gedanke, der wie
Morgenstral, harrt entgegen
Ihm das Gefild in heil'ger
Stille, mir durch die Seele fährt —

Unausdenkbarer Du in mir auch! —
Bin ich nicht? Des Herzens
Hebender Schlag, was sagt er?
„Herr! Herr schuf mich zum Menschen=
herz!„

Das im Schädel hier, das so edeln
Unmuths sich noch im Staube
Fühlt, ungesättigt aufwärts
Strebet, Ruhe nur oben sucht —

Das im Schädel — was sagt's? Des Ew'gen
Sieh! ein Hauch bin ich, endlich
Zwar, doch so spiegelt Sonne
In dem zitternden Tröpfchen sich,

Wie des Ewigen Bild in mir stralt.
Flieg' ich höheren Flug's einst,
Hat mich von dieser Erde,
Tod! einst deine Hand abgeschält;

O Unsterblichkeit harret winkend
Meiner, hohe Bestimmung
Führet mich dann hinauf durch
Labyrinthe des Weltsistems;

Sonnen schwinden dem fernern Blicke,
Schwinden, glimmende Funken;
Kaum noch vernimmt mein Ohr der
Welten tönenden Jubelgang;

Und — so hoff' ich's zu Christus! — und vom
Allerheiligsten ruft dann
Gotteserbarmung: Komm! und
Freue, Sohn! des Versöhnten dich! —

„Gott! mein Herr und mein Gott! Des Seraphs
„Vater! Vater des Menschen!
„Christus! mein Bruder! nicht des
„Seraphs näherer Bruder so!! —

Ach! noch rinnen auf Staub des Dankes
Heiße, glühende Thränen!
Aber Du zählst sie all' die
Thränen, sendest die Stunde einst,

Wo die zitternde Hand mir auf die
Kalte triefende Stirne
Legt ein Freund, und die letzte
Erdenthräne mir niederstürzt.

An Minna.

Minna! Minna! weine nicht!
Stürzt von deiner Engelwange
Silbern eine Thrån' herab —
O sie stürzt so heiß und bange
Auf mein armes Herz herab,
Daß mein armes Herz mir bricht!
Minna! Minna! weine nicht!

Minna! der Verfolgung Arm
Schlägt auf dich mit Satansfreude;
Aber Gott im Himmel blickt
Nieder auf dein Herzeleide.
Harre, bis Er Labung schickt,
Bis er: Freu dich, Tochter! spricht.
Minna! Minna! weine nicht!

Empfindsamkeit.

Wenn ich mir vorstelle, wie so mancher in seinem Stübchen sitzt, und Zeichen, Linien und Zirkel um sich her zieht, und so ohne Gefühl und Wärme für Natur und Brüder in einer Welt von Abstraktionen herumwandert — sieh! da thut mir's weh in der Seele, und ich möchte ihm zurufen: Bleib doch auch manchmal bey uns! Es ist so viel da zu helfen, und zu genießen! — Mir war ofte schon, wenn ich mir so einen Mann dachte, als wandelte ich durch Nacht, und suchte jemanden. Da sah ich ein Gespenst, das war hell, und schimmerte wie ein Licht in der Nacht. Bist du's, den ich suchte? sagt' ich, und eilte darauf zu. Es sah mich trocken an. O du bist kalt, ohne Saft und Leben und Wärme! Du kannst mir nicht helfen! sagt' ich dann, und floh zurück.

Auf einem Spatziergange begegnete mir einmal ein Männchen, hoch gekraußt, und lächelnd, wie ein Frauenzimmer, das mit dem Fächer tändelt. Das Männchen las in einem Buche (es war einer unsrer süßen Romane) und sagte mit einer Art lächerlichen Enthusiasmus: O das ist doch ein herrliches Buch! Da läßt sich empfinden! Was doch die belles Lettres über unser Herz vermögen!

mögen! — Eine Strecke Weeg's weiter begegnete ihm ein krankes unglückliches Weib, das ein Kind am Arme führte, und ihn mit der redlichsten, erbärmlichsten Mine um eine Gabe ansprach. Hat man doch vor dem Gesindel nirgendwo Ruhe! Geht doch! rief er, und las fort.

O du Empfindsamer! dacht' ich mir.

Es giebt Leute, die, wie sie sagen, gerne empfindsame Bücher lesen, und dabey sich keines Unglücklichen erbarmen, Eckel an den Geschäfften ihres Berufes haben, und nerven- und thatlos ihr Leben hinbringen. Die Unglücklichen! Ach! und wie viel Geschreibse, das ihnen Nahrung giebt!!

Ein giftiger Hauch wehte aus fremdem Lande herüber. Viele athmeten ihn ein, wie köstlichen Duft. Da sanken sie hin entnervt und kraftlos, knüpften goldne Bänder um Steckenpferde, koseten und herzten sie, und jedes sagte: Ich empfinde!

Aber du, Jüngling! Mann mit der empfindsamen kraftvollen Seele! der du deinen Verstand im Denken, und dein Herz im Empfinden übst, und bey dem sich jeder Lichtgedanke, jedes hohe oder sanfte Gefühl auf Wahrheit und Schönheit stützt, oder wenigst Ahndung derselben, Streben nach ihnen ist, bey dem Gedanke und Gefühl im-

ner That, That zum eigenen oder fremden Wohle wird — O du Jüngling! Mann mit der empfindsamen kraftvollen Seele! wie bist du mir ehrwürdig!

Wohl dem, dem eine rührende Stelle eines Dichters Thränen entlocken kann, der gerne hinwandelt im Schimmer des Mondes über Todeshügel und Grabsteine, und hinüberseufzt: Ruh't im Frieden! Der da gerne der aufgehenden Sonne entgegen eilt, und sich im Gefühle der Freude verliehrt — Wohl ihm, wenn ihm auch der Kummer des Hülflosen so an's Herze geht, und ihn thätig macht, wenn er seinem Geschäffte so gerne entgegen eilt, wie der aufgehenden Morgensonne. Er wird, indeß der Empfindler nicht von der Stelle kömmt, sechs Schritte thun, bis der Kalte Einen thut; er wird den saftigen, nährenden Kern genießen, indeß der Empfindler an der Schaale leckt, und der gefühllose Gelehrte die dünne Schelfe zerschneidet.

Darum, o Jüngling! dem Gott eine lichte Seele und ein empfindsames Herze gab, flieh den vergiftenden Hauch, lecke du nicht an der Schaale! Laß du immer die nützlichste Wahrheit, die reinste, erhabenste Schönheit Nahrung deines Verstands und Herzens seyn. Denke du nicht nur, empfinde du nicht nur — handle! —

Auf

Auf einem Gottesacker.

Bist so stille, schaurige Nacht!
Leuchtest so helle, lieblicher Mond!
Schimmerst herab auf die ruhenden Leichen-
steine,
Ueber die das sinkende Kreuz

Mit dem weh'nden Kranze sich neigt,
Durch den dein Schimmer schaurig hinbebt.
Ach! die Verwesung sitzt unter den Leichen-
steinen,
Und nagt hungernd morsches Gebein.

Aber Ahndung! Himmlische du!
Sitz'st auf dem Stein', und schwebest umher,
Lächelnd und hold, wie der Himmlischen
einer, die einst
Freudig werden schweben herab,

Und an Gräbern harren dem Wink,
Der die Entschlaf'nen wecken dann wird —
Siehe! so schwebst du umher, und du rufst
ins Herz mir:
Einst, einst steh'n die Ruhenden auf!

An eine Quelle.

Sey mir gegrüßt,
Du liebe Quelle!
Die spiegelhelle
Hier niederfließt;
Und hübsch im Haine
Von Stein zu Steine
Hinrieselnd hüpft,
Und durch's Gebüsche schlüpft;
Doch bald geht's munter
Hopp! hopp! in's Thal hinunter,
Die kleine Welle
Eilt Fluhren zu,
So hüpfend schnelle,
Als tanztest du,
Du liebe Quelle! —
Oft legt an dich
Im grünen Sitze
Gar freudiglich
Bey Mittagshitze
Der Wandrer sich,
Und hängt zu dir hinüber.
Dann schwätzest du
Ihm freundlich zu,

Als sagtest du:
Trink, trink du Lieber!
Oft ruht allein,
Und froh an dir,
Bey'm Mondenschein
Der Weise hier.
Zufrieden neiget
Er über dir sich hin,
Und alles schweiget
So rings um ihn,
Und Himmelsfreude
Ruht ihm zur Seite.
Du wiegest ihn
In sanfte Ruh,
Und rieselst hin,
Als weintest du.

Wahrheitssinn.

Jede Menschenseele ist Gotteskind, und denkt, und forscht, und will in all' ihrem Dichten und Trachten nicht betrogen seyn, will Wahrheit, und würde aufhören Menschenseele zu seyn, wenn sie das edle, in ihre Natur gelegte Gefühl für die Wahrheit ganz zu ersticken, zu verläugnen suchen wollte.

Aber was ist Wahrheit? — Wenn du dem Landmann eine Geschichte erzählst, die er selbst gesehen hat, und sie ihm so erzählst, wie er sie gesehen, wie sie sich zugetragen hat; so wird er sagen: Es ist wahr. Wenn du vor ihm stehst, und ihm sagst, du seyst heute gestorben, und liegest im Grabe; so wird er mit Worten oder mit Gelächter sagen: Es ist nicht wahr. — Es ist die so tief gegründete, innige Sprache des gesunden Menschenverstands, daß Wahrheit das Einsseyn mehrerer ist, daß die Aussage eines Menschen wahr ist, wenn sie ein's ist mit dem, was er aussagt, daß die Gesichtsbildung eines Menschen wahr ist, wenn sie ein's ist mit dem, was sie verräth, daß der gekreuzigte Jesus von Nazareth Wahrheit war, weil er alle das war, was er zu seyn vorgab.

Da hat nun der liebe Gott in unsre, als vernünftiger Geschöpfe, Seelen Kraft gelegt, die Wahrheit

heit zu erkennen, und sie von Unwahrheit zu unterscheiden. Dabey hat Er uns, wie ich vorhin sagte, eine gewisse Liebe zur erstern ins Herz gelegt, die wir, wenn wir auch Erzlügner sind, doch nicht ganz verläugnen können; denn wir sind in Gottes Namen doch Menschen.

Bringt es nun einer so weit, und macht

Die Kraft, Wahrheit zu erkennen, so vollkommen und thätig —

Die Liebe für die Wahrheit, die Freude, sie überall zu finden und aufzunehmen, so wirksam,

Daß ihm beyde zusamm gleichsam ein Organon der Wahrheit werden, und ihm überall in Absicht auf Wahrheit das sind, was ihm sein Auge in Absicht auf Lichtflächen, Gefühl in Absicht auf Solida ist — so behend, so geläufig, so ohne alle Umweege geradezu und unverschieft — so ein Instrument, mit dem sich die Seele vor Betrug sichern kann —

Dann hat er **Wahrheitssinn.**

Glücklich der Mann, der es so weit bringt; aber die Zahl der Edeln, denen dieser sechste Sinn aller Sinne zu Theil ward, und in ihnen wirkt und herrscht in seinem Vermögen, die Zahl dieser Edeln ist gering, und größer die Zahl der Lügner, der Verschiefer, die da alles so stellen, wie's das schlech-

teste, oder wenn sie es haben wollen, das beste Aussehen gewinnt; die, wenn sie beobachten wollen, schnell ihre gefärbten Augengläser hervorlangen, und sie erst auf die Nase setzen.

Wahrlich, wer dies Kleinod finden will, darf die Hände nicht in die Schoos legen. Wie mancher wollte gern, wäre so bereit, der Wahrheit entgegen zu eilen, wenn sein Herz nicht immer mit der Stimme der Leidenschaft und des Vorurtheils dazwischen schreyen würde. Da muß man dem losen betrügerischen Herzen dann oft und nachdrücklich sagen: Schweig! Ich will und muß sehen, was ich vor mir habe. Du sollst Recht haben, wenn's Lüge ist; ist's aber Wahrheit, so will ich sie aufnehmen! —

Lieber Wahrheitssinn! da hab' ich so eben von dir geschrieben, und ich höre, man wolle dich immer weiter von uns verdrängen, du müssest gar so viel leiden, und man wolle dich bald gar noch aus dem Lande verjagen — soll das wahr seyn? —

Der Himmel.

Mit dem Athmen, das leise und duftig
Herüberwallt vom Schooſe des Frühlingsgefildes,
Wenn unterm Willkomm der Chöre des Haines,
Umkränzt die Stirne mit glüh'nden Rosen,

Und schön, wie die junge Braut, vom Lager der
Ruhe
Mutter Erde sich hebt, und lächelt —
Mit dem bläßeren sanften Schimmer,
Der da herniedersinkt in der kühligen Mondnacht,

Wo im Kreis der Gestirne du hinwallst,
Silberner Mond, und der Sphärensang
Leiser tönt und in sanften Schlummer
Wiegt die ruhende Erde —

Siehe! da wallt mir herüber,
Siehe! da sinkt mir hernieder
Tief ins fühlende, wärmerschlagende Herz —
Ahndung dessen, was drüben ist!

O sie singt kein Gesang,
Spricht keine Sprache aus,
Besucht nicht den Mann mit der geistlosen Seele,
Der auf der hölzernen Kanzel spricht vom Himmel.

Aber so bringt sie kein zitternder Silberstral
Auch der lieblichsten Sternenacht,
So kein werdender Morgenschimmer
Auch des duftigsten Frühlingstages herüber:

Wie sie herüberschwebt von Seele zu Seele
In dem traulichen Zirkel der Redlichen,
Wo sich Herz in Herz, und Seel' in Seele ergießet,
Ein's dem andern sagt: Bruder! einst — sind wir drüben beysamm!!!

Phantasie an einem Winterabend.

Mein Stübchen ist so still und öd',
Mein Lämpchen brinnt so schaurig!
Ibb abb! ibb abb! die Wanduhr geht,
Und alles trüb und traurig.

Da schwebt mein schwermuthvoller Sinn
Mit tiefgefühltem Abendsang,
Und meiner Geige dumpfem Klang
Zu meinen fernen Lieben hin. —

Du Lämpchen! brinn so schaurig nicht —
Mir wird gar wehlich angst und bang.
Wenn's Glöcklein oben Zwölfe spricht,
Dann spuken Geister schwarz und lang.

Und Ketten rasseln hin und her
Risch rasch, risch rasch! Stieg' auf, Stieg' ab!
Da poltert's wild mit Kuhgebleer,
Und steigt zum Keller tief hinab. —

Fort, fort! Das sind ja Träumerey'n!
Ich sitz' in meinem Kämmerlein,
Schweb' fort, schweb' fort mit bangem Sinn
Zu meinen fernen Lieben hin.

Heiterkeit des Geistes.

Heiterkeit des Geistes ist ein Kleinod, das man nie genug schätzen kann. O der Glückliche, der es hat und unversehrt bewahret! Er wird Lasten tragen, die kein andrer tragen kann, Geschäffte, die andre seufzen machen, wird er lächelnd verrichten, und was er thut, wird mit Wärme und Leben gethan seyn.

Wenn du den Mann kennen willst; so sieh, ob ihm Mondstral im Angesichte leuchte. Es ist ein unbeschreiblich rührender Anblick, wenn der Mond in der stillen ruhigen Sommernacht so hell am wolkenlosen Himmel hinschwebt, und sein Licht sich so sanft herabsenkt. Wenn dich das Antlitz deines Bruders an dies Bild erinnert; so erhole dich Raths bey ihm, und sey sein Freund.

Und wenn du zu einem Geschäffte schreitest; so frage dich erst, wie's in deiner Seele sey? — Alles Wirken und Thun aller vernünftigen Geschöpfe ist ohne Heiterkeit des Geistes entweder nur halb, oder in den Tag hinein, d. i. gar nicht gewirkt, gethan; bald ein fliegendes Sonnenroß ohne Zaum und Zügel, bald eine kriechende Schnecke ohne Wärme und Fortkommen.

Ich sah einen Mann, der gieng hinter seinem Pfluge her, und dem rann Schweiß über sein Angesicht;

gesicht; aber ich hörte ihn ein Lied pfeifen, wie das Lied der Lerche, die durch's wolkenlose Himmelsgewölbe schwebt, und frohlocket. Der Mann war mit seinem Pfluge bald oben am Ende des Feldes, und sah zurück und lächelte. Drüben gieng auch einer; der fluchte, und kam nicht weiter. Auch sah ich einen Mann, der saß in einem engen Stübchen, und wollte was schreiben, und machte ein sauer Gesichte, und käute an seiner Feder. Ein andrer saß da, und wenn man ihn ansah; so war's einem, als wollte man wünschen: Wenn er nur schon alles zu Papier gebracht hätte!—

Wenn ich manchmal mir selbst recht überlassen bin, und so in mich hineinblicke, zu sehen, wie's da stehe? so ist mir's, als ob ich in einen Guckkasten sähe, in welchem bald dies, bald jenes vorbeypassire. Kann ich dann zu dem sagen: Du betrübst mich nicht! zu diesem: Du bist mir willkomm! zu jenem: Du irrst mich nicht! dann setz' ich mich hin, und sage: So ist's recht!

Wohl dir! wenn du in deinen Guckkasten recht sehen kannst. Oft stürmt's in der Seele, daß man auf ihn nicht acht hat, oft liegt ein böser Schelm in unserm Herze; der färbt dir die Gläser am Guckkasten blau, roth, oder grün, oder gelb, oder

steckt

steckt dir Ferngläser vor, daß du nichts siehst so, wie es ist.

Aber wenn's in deiner Seele ruhig und stille ist, wie die sturmlose See, und du die bösen Schelme aus deinem Herzen verjagt hast — dann sieh in dich, was da in deiner Seele noch vorbeypassirt; und wohl dir, wenn du dann sagen kannst: Du betrübst mich nicht! Du bist mir willkomm! Du machst mich nicht irre! —

Siehe! da wird dir's — wie soll ich's nennen? — behaglich werden in deinem Sinn, und du wirst deine Seele, wie die bereitete willige Laute stimmen können, wie und wozu du willst.

Es wird dir seyn, als schwebtest du oben im hellen Himmelsgewölbe, und eine sanfte liebliche Wärme wird dein Herz im Stillen erquicken, indeß ein andrer von fressendem Feuer verzehret und verwüstet wird, oder daliegt, als läg' er im Schnee, und könnte weder Hand noch Fuß bewegen.

Dein Blick wird ruhig und licht umher sehen, und deine Seele wird zur Arbeit sagen: Du bist meine Geliebte! und zur Freude: Wohne bey mir!

Unsterblichkeit.

Wie süß die Thräne, die nur gesehen Dir,
Allseh'nder Vater! nieder die Wange stürzt!
O sieh! Dir fließt sie! Einsam denk ich's,
Daß Du unsterblich mich schufst, mein Vater!

Ach! tief anbetend heb' ich mein Aug' empor
Zur lichten Höhe, wo das Gewölk der Mond
Umsilbernd fortwallt, wo der Welten
Zahllose Heere dein Wink hinstreute.

Dort flammt Orion! Dort ach! die Straße, die
Dein Fuß, Jehova! wandelt, so wie der Fuß
Des Wandrers, der auf Sandweeg schreitet.
O wie erstaunt der Wurm, der hier unten

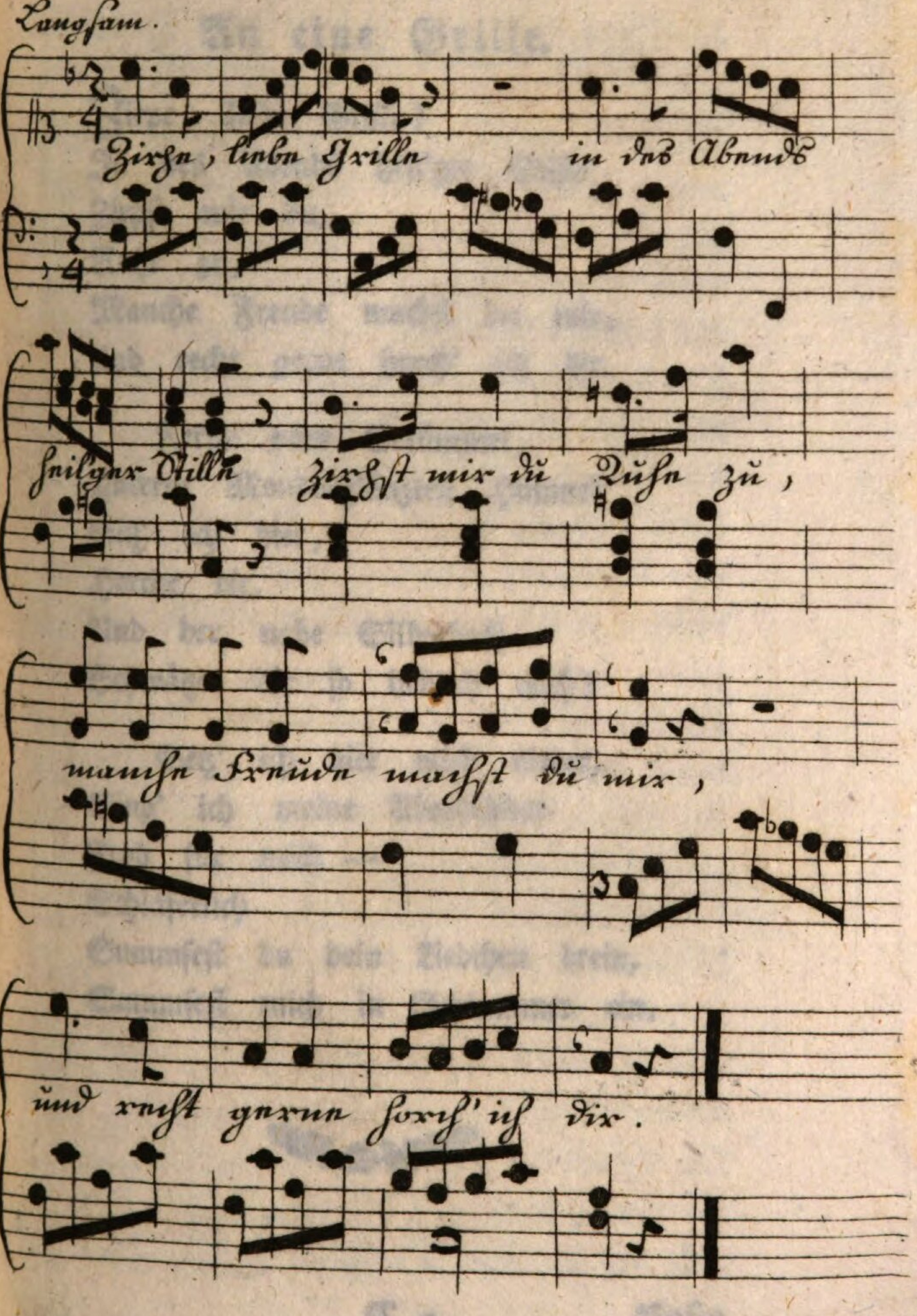
Sich krümmt, und fern' nur deiner Hand Werke sieht,
Und seines Nichtes sinkendste Tiefe schaut! —
Ich lieg auf meinem Antlitz, denn ach!
Endlicher Staub bin ich vor Dir, Ew'ger!

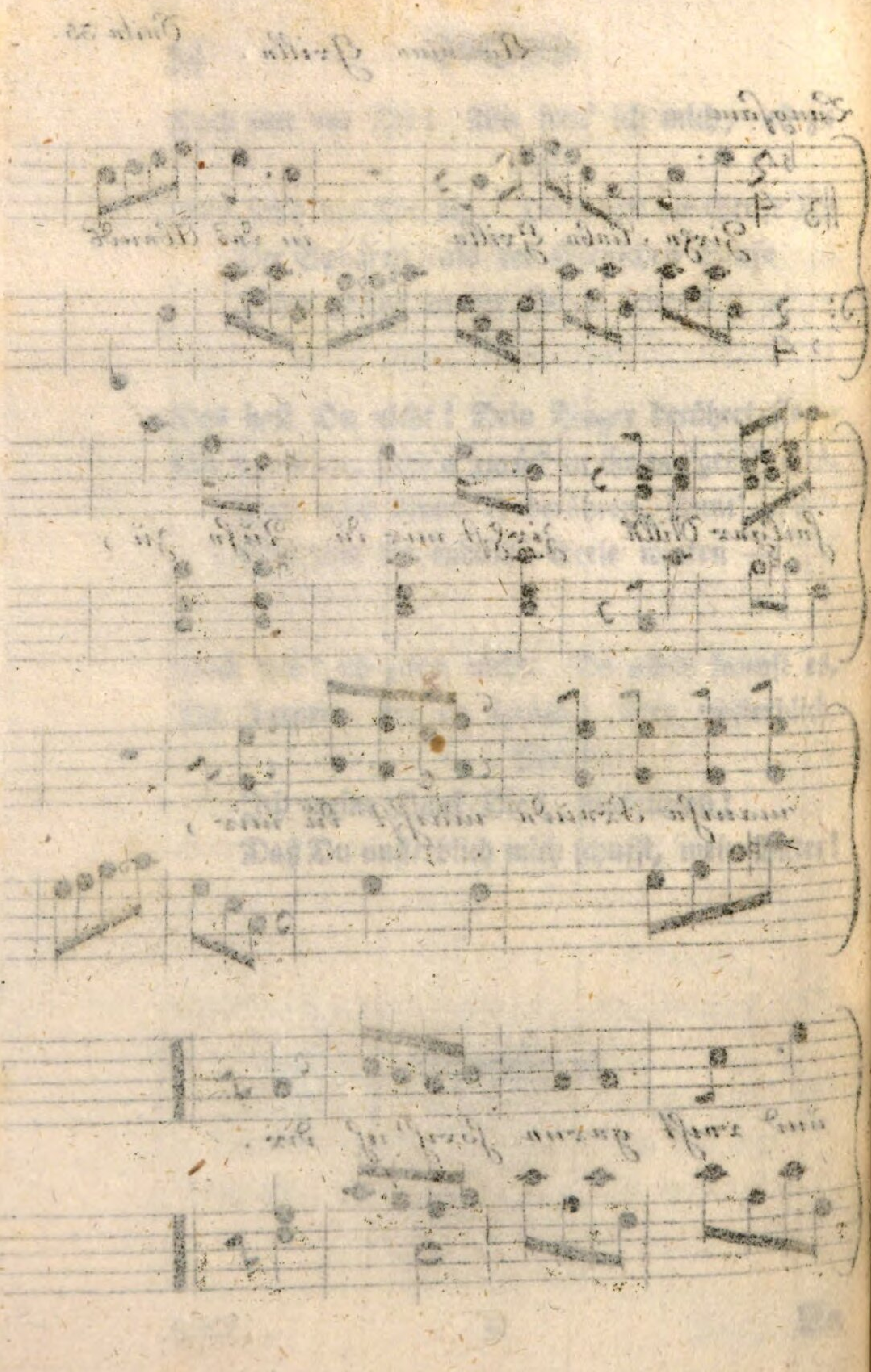
Doch nur vor Dir! Wie freu' ich mich, es zu
seyn,
Weil ich's vor Dir bin. Denn hast die Stufe Du
Der Sphären, als des Menschen Stufe
Höher gesetzt an der Dinge Leiter?

Das hast Du nicht! Dein Finger berühret sie —
Sie dampfen, flieh'n zurück in ihr vor'ges Nichts.
Auch mich könnt' er berühren, könnt' in's
Nichtseyn die endliche Seele winken —

Doch sieh! ich zittre nicht. Du allein kannst es,
Du Treuer, der da sprach: Sey unsterblich,
Mensch!
Ich weine Dank Dir! Hallelujah!
Daß Du unsterblich mich schufst, mein Vater!

An eine Grille.





An eine Grille.

Zirpe, liebe Grille!
In des Abends heil'ger Stille
Zirpst mir du,
Ruhe zu,
Manche Freude machst du mir,
Und recht gerne horch' ich dir.

Ferne vom Getümmel,
Unterm mondbeglänzten Himmel
Sitz' ich hier,
Horche dir,
Und der nahe Silberbach
Schwätzet dir so lieblich nach!

Setz' ich hier mich nieder,
Sing' ich meine Abendlieder
Froh für mich —
Schläferlich
Summsest du dein Liedchen drein,
Summsest mich in Schlummer ein.

Unsre deutsche schöne Litteratur.

Wir sind in Absicht auf das, was sich in Wissenschaften auf Schönheit und Empfindung stützt, großen Theils so tief herabgekommen, es werden durch tausend fliegende Piecen und Romänchen, und verliebte Liedeleyen die widrigsten, oft nicht ganz ungegründeten Vorurtheile der Menge so genährt, bestärkt, daß man schaamroth werden möchte, wenn man sich einen L'Homme des belles Lettres nennen hört. In M * * z. B. spuckt man nicht aus, ohne auf einen sogenannten Belletristen zu spucken, und da ist nun des empfindsamen Geschreibses, des Empfindelns und Liebäugelns, und Romanenspielens kein Ende. Der wahre Geist der Litteratur, der Kraft und Licht und Wärme verbreitete, ist, vermittelst vieler unsrer Schriftsteller, in mehrern deutschen Provinzen — ein flimmernd Lichtlein, um das Schmetterlinge herumflattern, und sich die Flügelchen verbrennen. Woher der fürchterliche Verfall der Moralität bey uns? In Griechenland und Latien zog ihn der Verfall des guten Geschmacks nach sich. Die schönen Wissenschaften, die sonst den forschenden Weisen in ruhigen Stunden erquickten, das Herz des Denkens in nöthiger Wärme erhielten,

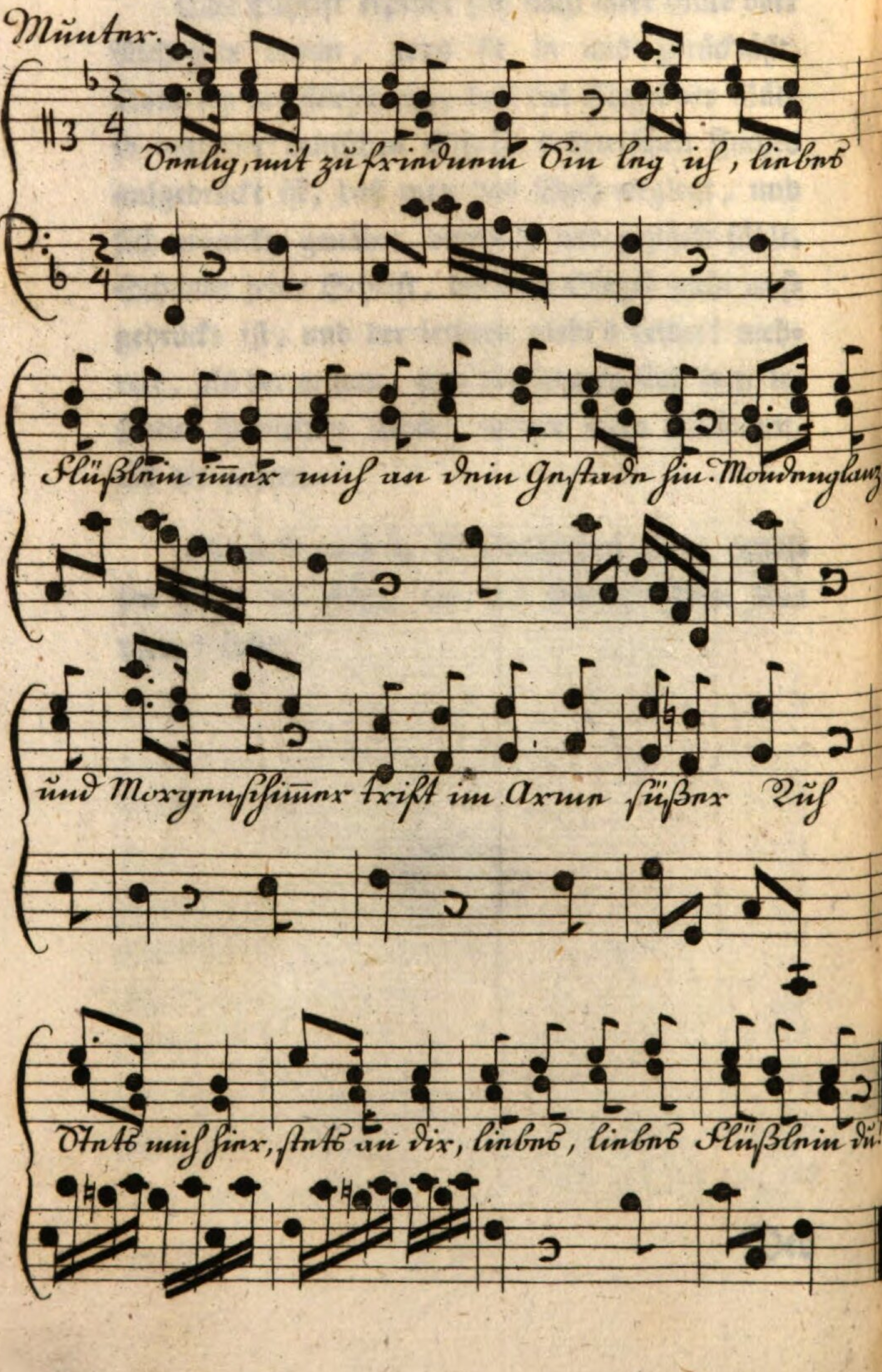
die Rohheit des Volkes in edeln Sinn umschufen, dem Krieger Muth einflößten — wurden endlich die Gesellschafterinnen der Weichlinge, wollüstige Dirnen, Schmeichlerinnen am Hofe der Großen, und machten alles schlaff und nervenlos. So — darf ich's sagen? — (wenige Edle ausgenommen) in England und Frankreich, und so (auch die Edeln unsrer Nation ausgenommen) nun bey uns, wo der gute Geschmack später zu einem gewissen Grade der Höhe steigen konnte. Vergieb mir, Genius meines Vaterlandes! daß ich das so herschreibe. Du hast viele Söhne, die deiner würdig sind, und die bunten Schmetterlinge sind deine Kinder nicht.—

Cervantes schrieb die Avanturen des Don Quixote's, seine spanischen Ritter lächerlich zu machen, und, wo möglich, zu bessern. Bey uns sollte man Avanturen unsrer empfindsamen Abentheurer schreiben. Es ist noch nicht lange, daß so ein junger Mensch in einen Gasthof hinkam, mit blassem, abgehärmten Gesichte, und übereinander geschrenkten Beinen lange stumm dasaß; und da ihn der Wirth fragte, ob ihm nicht wohl sey? aufsah, und seufzte: Ach! ich leide wie Werther! — War der krank oder unsinnig? fragte der Wirth, der sich auf das Ding nicht verstand.

Eine Schrift erprobt sich nach ihrer Güte oder Nichtgüte daran, was sie in uns zurückläßt. Dank sey der Fürsehung, daß das Siegel der Güte so mancher deutschen Schrift belletrischen Faches aufgedrückt ist, daß man das Buch weglegt, und sich erquickt, genährt, veredelt, und gestärkt fühlt. Schande jeder Schrift, der dies Siegel nicht aufgedrückt ist, und der letztern giebt's leider! mehrere, als der erstern, und die letztern sind dem lesenden Publikum leider! immer mehr willkomm, als die erstern.

Es giebt auch in Wissenschaften einen gewissen Grad der Höhe, wo das traurige Non plus ultra! steht.

An die Sulzach.



Der Frühling.

Erklang im Arme Assaphs das Saitenspiel,
Dem tiefgerührten Seraph gehöret, der
Herniederwallte, und des Schöpfers
Preise, gehoben von Erdelippen

Vernahm, da flammte tief in des Sängers Herz
Gefühl der Gottheit, Anschau'n genoß er in
Des Schöpfers Abglanz. „Preis Ihm!
Preis Ihm!"
Tönte vom Staub' in der Himmel Jubel.

Doch wer bin ich? wie gern' auch mein Saitenspiel
Erkläng', und riefe durch die Unendlichkeit
Der Schöpfungen: O preis't, ihr Werke
Seiner Hand! preiset Allvaters Güte!

Er, Er gebeut — und Sieh! das beeiste Haupt
Erhebt der Winter; aber der Herr gebeut —
Jetzt flieht er, und das Jugendantlitz
Hebt schon der Frühling mit weh'nder Locke.

Der Herr ist's, Waldstrom! der dir die Fessel bricht,
Womit der Winter deinen Sturz lange hielt;
Der Herr ist's, der euch kleidet, Bäume!
Lieder der Kehle des Hainesängers

Zurück zum ringsum frohen Conzerte giebt!
Vereinet eurer Jubel ertönend Chor,
Jehova's Werke! rufet: Preis Ihm!
Preis Ihm! — Ich lege die Harf', und — horche.

An die Sulzach,

ein Flüßlein bey D**

Selig mit zufriednem Sinn
Leg' ich, liebes Flüßlein! immer
Mich an dein Gestade hin.
Mondenglanz und Morgenschimmer
Trift im Arme süßer Ruh'
Stets mich hier,
Stets an dir,
Liebes, liebes Flüßlein du!

O wie wird's um's Herz mir leicht,
Seh' ich, wie die blaue Welle
Murmelnd durch's Gebüsche schleicht,
Wie du sanft und silberhelle
Gleitest, Morgenschimmer jetzt,
Jetzt im Tanz
Mondenglanz
Dir vom flachen Rücken blitzt.

Dicht=

Dichtbewachs'ne Aeste beugt
Schlanker Hasel und Holunder
Schattend über dich, da neigt
Ast zum Aste hinunter.
Wölbend hebt dann über dich,
Kühl, und schön
Anzuseh'n
Eine Sommerlaube sich.

Von der Laube tanzt und hüpft
Schatten auf dir hin und wieder,
Und manch muntrer Vogel schlüpft
Durch die Laub', und zwitschert Lieder,
Wieget auf den Zweigen sich,
Und singt mir,
Und singt dir —
O wie froh, wie liebelich!

Den 24ten May.

Warum sinkt Schwermuth von dir in meine Seele herab, schöner, abendlicher Himmel? warum schwebt mein Blick über die Dämm'rung des Gartens hin, und kehrt von Thränen getrübt zurücke? — Ich möchte den Blick sehen, mit dem jetzt so manches guten Jünglings, so manches frommen Greises Seele an Erd' und Himmel weilen, und dann mit dem innigsten Gefühle heiliger Freude sich über Erd' und Himmel wegschwingen wird. Jeden von ihnen möcht' ich in meine Arme drücken, ihm sagen: Du bist mein Bruder!

Aber was ist dies in mir, das nun über meine Seele verbreitet ist? ist's Freude? wenn's Freude ist, warum ist es mir so bange um's Herze, warum drängt sich eine Thräne aus meinem Auge hervor? Ach! wenn einer käme, und mir lustige Dinge vorsagte: so wollt' ich ihn bitten, daß er weggienge; und wenn einer käme vom Grabe seines Freundes, und trauerte, den wollt' ich bitten: Setze dich an meine Seite, und erzähle mir, was er sagte, da er starb, und wie lieb du ihn hattest, und wie lieb er dich hatte, und sag mir's dann — daß er gestorben sey. —

Warum jauchzt ihr, und jubelt? Wohl euch, wenn eure Freude heilige, reine Freude ist; aber wenn sie das nicht ist, so möcht' ich euch bitten, daß ihr mit mir trau'rtet. Eure Freude wird Betrübniß und Reue werden, und meine Betrübniß wird sich in sanfte stille Freude auflösen. Laßt mir sie immer! Sie läßt mich empfinden, daß ich bin, und wird Mutter von Empfindungen, die kein Lacher ahndet.

Wie der Abend so schön und hehr ist, und alles schweigt und ruht! Wie der Garten da unt' liegt so dunkelgrün, und mit schwarzen nächtlichen Schatten hie und da bedeckt! Alles schweigend und verlassen! Die dunkeln Alleen ziehen sich so schön am Gemäuer hinab, und mir ist, als wandelte ich durch sie voll Ahndung dessen, was drüben ist. So mild und sanft sinkt der Thau herab, und kühlt und erquickt jedes Gräschen, jede schöne, duftende Mayenblume. Aber der Herbst wird kommen, und die Mayenblume nimmer dasteh'n in ihrer Blühte. Sieh! ich seh', und genieße das alles, und meine Seele wird voll, und denkt und fühlt so vieles, das sie freu't und betrübet. —

Was mögen wohl nun meine Brüder in Grönland machen? Lieber Gott! von ihnen sieht keiner den schönen Abend, den ich da sehe; von ihnen fühlt keiner,

keiner, was ich da sehen und fühlen kann. Das muß ein schauerlicher Anblick seyn, wenn er von seinen Schneebergen nun heimkömmt, und so hineinkriecht in seine Höhle, wo das rauchende Thranlichtlein herabhängt, und der schwache Schimmer durch das unterirrdische Gewölbe hinzittert. Und mein Bruder sitzt so da, und denkt nichts und fühlt nichts, weis nicht, woher er ist, und wohin er einst kommen soll, weis kaum, daß außer seinen Schneebergen auch noch was ist, und daß jenseits des Grabes auch was auf uns warte. Ich möchte mich zu ihm hinsetzen, und ihm recht viel erzählen, und: Bruder! zu ihm sagen. Aber Du, der meinen Bruder und mich schuf, wirst's mit ihm zu fügen wissen, und ihn, schlummert er einst hinüber, drüben auferzieh'n, und bilden, und ihn dann in den Kreis der Früherzognen stellen. Amen!!

Immer wird's dunkler und stiller um mich her. Meine Seele fühlt unbeschreibliche Ruhe, ist still, und leidenschaftlos. Möchte sie's immer seyn! möchte das Gelärme des Tages sie nie aus dieser Fassung bringen! Wie glücklich wär' ich!

Und nun will ich gehen, und mich hinsetzen, und über die Geschichte dieses Tages nachdenken. Wie vieles, das mit mir heute vorgieng, und wie mannigfaltig und wichtig auch im Kleinsten!

Die Melodien.

Bebende Lüfte, weß sanfte Stimme
Schütterte euch, daß ihr mit melodischer Welle
Floßet herüber, daß Entzückung
Mein horchend Ohr mir umbebte?

Klageton nicht, nicht der Wehmuth banges
Stöhnen, ach! Lispel himmlischer Wonne sprachst du,
Liebliche Stimme! die vom Staube
Die Seele hoch mir emporhob.

Schwebte mit rauschendem Flügelschlag der
Himmlischen jemand dort am Wäldchen hin? war es
Meiner entschlaf'nen Geschwistert' eines,
Das euch herübersandt', Lüfte? —

An ein düstres Wäldchen.

Meine Schritte suchen dich,
Liebes, stilles Wäldchen du!
Wäldchen du! empfange mich,
Dir eilt meine Seele zu.

O so sanft ruht sich's in dir!
Wenn ich deine Schatten seh,
Sieh! da wird's im Herzen mir
Stets so wohl und süßeweh!

Und mir fährt durch meinen Sinn
Dann manch heiliges Gefühl,
Wie ein Blitz am Abend hin,
Und berührt mein Saitenspiel,

Und da geht's dann gleich: Kling klang!
Her von meinem Saitenspiel,
Und melodischer Gesang
Wird mein heiliges Gefühl.

Wenn der Thau vom Himmel sinkt,
Treibt's und dränget's mich gar sehr.
Sieh! das Abendsternlein winkt,
Und ich eile zu dir her.

Wäldchen! ach! in deiner Schooß
Dacht' ich dann mein nahes Grab,
Und so manche Thräne floß
Von der Wange mir herab.

Begriff der Regierung eines Fürsten, wenn sie das ist, was sie seyn soll.

Ein Mensch, der wie Adam, mit lichtem Männerverstande in's Daseyn käme, und abgesondert von aller menschlichen Gesellschaft weder Regenten noch Unterthanen sähe, würde, wenn er so unter Gottes Sonne oder dem gestirnten Himmel auf der schönen Erde dastünde, bald einen Begriff von Regierung bekommen. Er würde rings um sich Leben und Athem, Zweck und Mittel, Analogie des Kleinen zum Großen, und Hinstreben jedes Einzelnen zur großen Absicht des Ganzen — zur Glückseligkeit wahrnehmen, und in seiner Sprache rufen: Wer ist der große Regent dieses Weltalls? — Lies also im Buche der Schöpfung, wo auf jedem Blatte Macht, Weisheit und Liebe, Zweck und Mittel, und als einzige Absicht — Glückseligkeit mit lesbaren Buchstaben geschrieben steht. Lies da! und wenn dich der Mann, der bestimmt ist, Beherrscher eines Volkes zu seyn, fragen wird: Was muß ich seyn, wenn ich Fürst, Regent eines Landes seyn will? so wird dich Verstand und Herz zwingen, ihm zu sagen: Sey das im Kleinen, was Gott im Großen ist, Schöpfer der Glückseligkeit deines Volkes, Bild, Statthalter des großen Allbeherrschers! —

Gottes Gebote würden von manchem Menschen williger, freudiger befolgt werden, wenn ein gewisser Gedanke in ihm zu größ'rer Helle stiege, wenn er sich nämlich Gott nicht als einen großen Herrn, der Freude daran habe, Anbeter zu haben, denen er Gesetze vorschreiben könnte, sondern als jenes allmächtige liebvolle Weesen dächte, das schuf, blos um Glückseligkeit zu verbreiten, das uns sagt: Betet mich an! blos weil es weis, daß wir nur dadurch wahrhaft glücklich werden, das uns Gesetze gab, blos um die Glückseligkeit, dazu wir geschaffen sind, zu befördern. Und so im kleinen Miniaturgemäldchen vom Fürsten. — Warum sagte je ein Haufe Menschen zu einem tapfern, weisen Manne: Sey du unser Beherrscher! Führe uns, gieb uns Gesetze, und wir verbinden uns, sie zu befolgen! — warum, als um, gesammelt in Einen Staat, unter Einem Oberhaupte glücklicher zu werden? Wann gehorsamt der Unterthan am liebsten, willigsten, wann, als wenn er weis, sein Fürst schreibe ihm nichts vor, das sein und seiner Brüder Wohl nicht befördere? und endlich, warum machten je Menschen den Vertrag mit ihrem Fürsten, ihm jährlich gewisse Abgaben zu erlegen — warum, als damit er sorglos für seinen Unterhalt, für's Wohl seiner

Unterthanen arbeiten, und durch mäßigen Pracht sein Ansehen behaupten könne? Erfüllt er diese Pflicht nicht; so hört er auf Regent zu seyn.

Aus alle dem ließe sich nun, dächt' ich, der wahre Begriff der Regierung eines Fürsten, wenn sie das ist, was sie seyn soll, abziehen. Die Regierung eines Fürsten ist durch **Macht, Uneigennützigkeit, Liebe, Muth, Weisheit und Gerechtigkeit** — alles in Einem — durch **Glücklichmachung seines Volkes für sein Land das im Kleinen, was Gottes Regierung für das ganze Weltall im Großen, Unendlichen ist.**

Fürsten, Götter der Erde! Welch ein Beruf! Möchtet ihr ihn doch nie aus den Augen setzen!!

Die Sternenkunde.

In eines Winkels kerkerndem Raume sitzt
Der Denker, Fels für Seelenerhebende
Empfindung. Nur Verstand, nie Herz, mißt
Er dort der Sphären Lauf, ohne deß, der

Dir, Nacht! mit Welten schön dein Gewand gestickt,
Und Flammenheere dir um den Thron gestellt,
Der aufgeh'n hieß die Sonn', uns Leuchte,
Der dich heraufführt', o Mond! uns Leuchte —

Ach! ohne deß mit Liebe zu denken mißt
Er da den Kreis der Sterne, und spricht zu dem:
Dort ist dein Pfad; zur Allerwärm'rinn
Ruft er vom Winkel: Dort sollst du wandeln!

Doch da den Tag sie schön einst heraufführt' an
Den Bergen, da trat freudig ein Landmann aus
Der Hütt', und: O wie schön bist du! rief
Er, doch wie schöner dein Schöpfer, Sonne!

An den Mond.

Mond! du siehst herab zu mir!
Mond! ich sehe auf zu dir!
Mir ist nicht wohl, mir ist nicht weh,
Wann du herab zu mir,
Wenn ich so auf zu dir
Mit mattem, trübem Blicke seh'.

Mond! du siehst so trüb und blaß!
Sag mir, Lieber! grämt dich was?
Klagst mit mir, weil ich traurig bin?
Hab' Dank, und diese Thrän'!
O schwebe hell und schön!
Du schwebst auch über D * * hin.

Das Vogelnest.

Sie ritten an mir vorbey, und sprengten muthig und stolz vorüber, und dann rollten Wagen voll schäckichter hochgekrauster Damen und Fräulein hintenher. Freude war über ihre Angesichter verbreitet. Der Morgen war herrlich schön, und die Vögel trillerten und sangen, daß es einem durch Herz und Seele gieng. Aber sie sahen den Morgen nicht, hörten den Sang der Vögel nicht, und dachten an das Gastmahl, dem sie, wie es schien, entgegen eilten.

Ein Bettler schlich am Weege hin, und sah sie, und nahm die Mütze ab, und bückte sich tief, und — seufzte.

Sie sprengten und rollten vorüber.

Ich gieng meinen Weeg fort. Ich wollte den Bettler fragen, warum er geseufzet habe? aber ich fürchtete, er möchte sagen: Sie sind so glücklich! — Ich gab ihm was, und er gab mir eine frohe heitre Mine dafür. Lohn's genug!

Nun kam ich vom Weege ab, an ein Gebüsche. Da setzt' ich mich hin, und dachte den Herren und Damen nach, und dem Bettler, der geseufzet hatte.

In einiger Entfernung von mir saß ein Vogel auf einem Zweige, und sang und flog fort und kam wieder und schlüpfte tief ins Gebüsche, und kam heraus und wiegte sich munter, und sang wieder.

Ich gieng hin und suchte, und fand ein Nest. Fünf junge Vögelchen lagen drinn, kaum noch in etwas befiedert, noch so nackt, daß man hie und da das Wallen ihres Geblütes, den sanften Schlag ihrer Pulse, und die Bewegung ihres kleinen Körperchens bey jedem Athemzug sehen konnte. Ein's lag über dem andern, und das Nest war so mühsam und niedlich gebaut! O es war ein rührender Anblick!

Sie reckten alle die Köpfchen in die Höhe, und sperrten die Schnäbelchen, so weit sie nur konnten, auf, da sie mich rauschen hörten.

Ich aber stund da, und sah auf zu dem, der alles ernährt, und für alles sorgt, und dachte wieder an den Bettler, der geseufzet hatte, an mich, an die ganze, ganze Gotteswelt.

Siehe! mir ward's so ruhig, so sorgenlos in der Seele! Es war mir, wie dem Kinde, das im Schooße seiner guten, sorgsamen, lieben Mutter sitzt, und lächelt.

O ihr alle, die ihr wein't und trauret, um Hülfe umher seht, und Hülfe nicht findet — O denkt manchmal an mein Vogelnestchen, und trocknet euch eure Thränen von der bleichen abgehärmten Wange ab. Wenn's euch trübe wird in eurer Seele, und euer Herz von geheimen Leiden blutet — dann seht in die Höhe, und sagt: O Du, der so für die Vögel des Waldes sorgt, solltest Du meiner vergessen können? — und es wird euch seyn, als ob Er in euer Herz euch riefe: Kann die Mutter vergessen ihres Säuglings, daß sie sich nicht über den Sohn ihres Leibes erbarme? vergäße sie sein; ich will deiner nicht vergessen.

O Worte des ewigen Lebens!
So redet Jehova!! —

Natur

Natur und Bibel.

Sieh! ich hebe mein Haupt vom Staube!
Weile, du Stunde der Seegnungen Gottes!
Nimm auf den Fittig die Thrän' und der Harfe
Lied
Opferinn! dann zurück zu Ihm, der dich gesendet hat!

Ich stund, und blickte in Gottes Schöpfung;
Unübersehbar lag aufgerollt das Buch vor mir, das
Gottes Finger geschrieben, und da
Neigt' ich tief zur Erde

Hin mein Haupt vor dem Herrlichen, Ewigen;
Denn ich hatte geschaut im Buche,
Hatt' auf der Blätter jeglichem
„Herr Herr!„ gelesen.

„Herr Herr!„ tönte, Natur!
Jubelnd dein Saitenspiel.
O wie schallt' es von Pol zu Pole
Mit Harmonieensang!

Wo in die silberne Fluth sich tauchet der Mond,
Wo mit feurigem Gold' die Sonne
Kleidet das Meer, und
Majestätisch den Woogen entsteigt,

Wo unter den tausendmal tausend
Heeren wandelnder Welten,
Bemerkbar kaum um die Achse sich dreht
Der kleine Ball, den: Erde wir nennen —

„Herr Herr!„ tönet, Natur!
Rings dein Saitenspiel, schlägt dein Finger die
Saite, daß Unermeßlichkeiten
Jauchzender Klang hinwandelt.

Deine Sprache, Natur! wie ist sie so faßlich,
O wie spricht sie Tag dem Tage,
Nacht der Nacht: Der Herr hat's gethan!
„Der Herr hat's gethan!„

Hinhorchen will ich der himmlischen Stimme,
Die auch mir, auch mir vernommen spricht!
Mir auch tönet des Saitenspiels Silberklang,
Hinhorchen will ich der Stimme — und anbeten;

Will hinausseh'n mit Kindesblick,
Auf der Offenbarungen Buch gestützt,
Lesen, was da unter die Natur
Herrlicher, offenbarer immer der Herr auch schrieb.

Weisheit! Glaube! wie wehet ihm Gottesathmen,
Belebend, wie allerquickende Morgenluft
Des schönsten Frühlinges lieblichste,
Gesundeste Würze — entgegen —

Ihm, dem aus eurer in seine Schoos
Sanken der Wahrheit Blätter, die Staubeshände
Schrieben; aber wobey der Geist,
Der mit der Seligkeit Leben

Füllt die Erd' und die Himmel der Himmel,
Tief vernommen dem Hörer
In die Seele des Schreibenden rief:
„Menschenkind! So schreib!„

Und das Menschenkind schrieb so,
Und der Wahrheit glänzendes Siegel,
Blitzt an der Stirne jeglichen Wortes,
Blitzet Zweifel und höhnenden Spott zurück,

Lehrt die liebevolle, schützende Allmacht,
Und den sorgenden Vater, deß liebende Weisheit
Sanft an der Gebote Bande
Dich, Glückseligkeit! hinknüpft —

Führerinn ist des Starken, des Schwachen
Dulderinn; die weithin in der Unermeßlichkeit
Aussicht
Leben dem harrenden Glauben öffnet,
Daß der Erwartung Thräne schon himmlisch
fließt.

Anbetung Dir! und heißer, inniger Dank!
Gott der Natur! Herr Herr! Unendlicher!
Anbetung Dir, und heißer inniger Dank!
Bibelgott! so menschlich, so treu, und Erbarmer!

Ueber Schlaf und Traum.

Schlaf ist jener Zustand der Seele, darinn die Sinne abgespannt sind und ruhen, und also kein Ding von außen so leicht eine fühlbare Wirkung auf Sinn und Seele machen kann. — Im Schlafe hat also die Seele keine klare Vorstellung eines wirklich auf sie von außen wirkenden Dinges, folglich auch kein Bewußtseyn desselben. Da die Sinne abgespannt sind, und ruhen; so kann so leicht keine materielle Idee in das Gehirnmark, und Vorstellung und Bewußtseyn in die Seele kommen.

Nun giebt's zweyerley Gattungen des Schlafes. Eine, wo alle Thätigkeit (sed sub judice lis est) der Seele gleichsam stille steht, und die man den tiefen Schlaf nennt; und dann die andere, wo die Seele sich mit Bildern der Phantasie, mit Träumen beschäfftigt. Von der erstern hab' ich so wenig Kunde, als von den Einwohnern des Mondes. Um die Sache erklären zu können, wäre Erfahrung nöthig, und um Erfahrung zu haben, Bewußtseyn; und wer wollte den tiefen Schlaf und Bewußtseyn zusammenreimen? Also vom letztern, von den Träumen etwas mehr.

Traum ist Thätigkeit der Phantasie bey abgespannten ruhenden Sinnen. Die Pforten,

da=

dadurch vermittelst der Sinne Ideen von außen in die Seele kommen, sind gesperrt, sie bekömmt, wenn ich mich so ausdrücken darf, keine auswärtige Zufuhr, und muß sich mit dem schon gesammelten Vorrathe behelfen. Die Phantasie bringt also schon einmal, oder öfter gehabte Ideen in die Seele zurück, und stellt sie ihr, wie gegenwärtige Wirklichkeiten, dar. Aber es muß demohngeachtet die Seele, wenn sie sich nun in den Schlaf gesenkt hat, einmal die erste Idee haben; die übrigen können sich dann associren. Es wäre hier also hauptsächlich und vor allem andern die Frage zu beantworten: Was ist für zureichender Grund da, warum beym Einschlafen, vermittelst der Phantasie, diese, und keine andre Idee, als erste Idee, als erstes Anhängsglied der Kette der übrigen associrten in der Seele geweckt wird? — Nun sagt uns die Erfahrung, daß uns gemeiniglich von jenen Dingen träumt, mit denen wir uns entweder kurz vor'm Einschlafen beschäfftiget, oder die den Tag über, oder sonst besondern Eindruck auf uns gemacht, und die wir besonders beobachtet haben. Und die Vernunft, oder vielmehr eine gesunde Psychologie sagt uns, daß das Commercium der Seele und des Körpers auch im Schlafe fortdaure. Die Seele wirkt auf den Körper, und der Körper auf

die Seele auch im Schlafe. Aus alle dem ließe sich nun mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit folgern: Der Grund der Traumideen liegt in der Einwirkung des Körpers auf die Seele. Die Idee, die, da ich wachte, besondern Eindruck auf meine Seele gemacht hat, hat auch besondern Eindruck auf mein Nervensystem, auf den Kreislauf meines Geblütes gemacht, und dort Veränderung hervorgebracht. Diese Veränderung kann sich zwar allmählig verlieren; aber ihre Fortwirkungen pflanzen sich doch lange fort. Ein Bild wird dies deutlicher machen. Der Kreis, den der Stein, den ich ins Wasser werfe, in demselben macht, verliert sich zwar nach und nach; aber der letzte, kaum noch sichtbare jener Kreise, kann in mir die Idee der ganzen Veränderung des Wassers wecken. Die Veränderung im Nervensystem und die Wallungen des Geblütes, die, wenn wir wachen, bey einer auffallenden Idee entstehen, können, gemäß der Verbindung der Blutgefäße mit den Gehirnnerven, Spuren zurück lassen, die auch im Schlafe auf die Seele wirken, und ihr die Ideen, dadurch sie veranlaßt wurden, zurück bringen. So kann's die kleinste Veranlassung im Körper seyn, in der der Grund des Entstehens der ersten Traumidee liegt, so kann ich mir's erklären, warum uns im Schlafe gemeiniglich jene Ideen

wieder

wieder kommen, die den Tag über, oder sonst, besondern Eindruck auf uns gemacht, die wir besonders beobachtet haben. — Hierauf associren sich Ideen an Ideen; und wie anfangs der Körper auf die Seele wirkte, so wirkt nun vice versa die Seele auf den Körper; und so entstehen durch die Vorstellungen der Seele neue Zuckungen im Nervensysteme, neue Wallungen im Geblüte. Durch diese Veränderungen im Körper kommen wieder neue Veranlassungen zu andern Ideen. Es werden Spuren der Wirkungen aufgeweckt, die einst andre Ideen auf ihn gemacht. Dazu kömmt noch, daß die Veränderungen und Wallungen im Geblüte und Nervensysteme sich auch ohne neue besondere Einwirkung der Seele auf sie fortsetzen und Ideen wecken würden. Bey diesem wechselseitigen Fallen und Steigen des Geblütes und der Ideen, der Ideen und des Geblütes, wie Ebb' und Fluth, wo die Seele das deutliche Bewußtseyn, die völligwachende, herrschende, reihende Vernunft nicht hat, die sie außer dem Schlafe hat — ist es nothwendig, daß die Phantasie auf tausend Feldern umherschwärme, und die Seele bald diese bald jene Vorstellungen ohne eigentlichen Zusammenhang habe. —

Die

Die Lebhaftigkeit der Ideen im Schlafe muß übrigens viel größer seyn, als bey'm Wachen, wo durch die vielen, offenen Pforten die Woogen des Weltalls zu sehr herzu strömen, als daß, ohne die geflissendste Abstraktion eine Vorstellung so lebhaft seyn könnte, wie im Schlafe, wo diese Pforten gesperrt sind, und das Meer von Ideen, je eingeschloßner es ist, um so heftiger aufwallt und brauset.

Daraus läßt sich auch erklären, warum es uns im Schlafe so lebhaft vorkömmt, wir stehen auf einem Berge, reiten auf einem Pferde, sitzen unter einer Linde, da wir doch im Bette liegen. Um zu wissen, daß wir im Bette liegen, müssen unsre Sinne nicht gesperrt seyn, nicht ruhen, wir müssen durch sie das Bettliegen empfinden, dann könnten wir uns dessen bewußt seyn. Nun uns aber die Phantasie vorspielt, wir sitzen unter einer Linde, und wir durch die Sinne nicht vom Gegentheile überzeuget werden: so müssen wir nothwendig durch diese Täuschung, uns unter die Linde versetzet glauben. Der phantastischen Ideen sind wir uns bewußt, des Bettliegens nicht. —

Ferner erhellt daraus, daß auch jede Idee, wo der Verstand den Tag über denkt, urtheilt und schließt, so sehr das auch von allem Körperlichen

unter=

unterschieden zu seyn, so wenig Beziehung darauf es auch zu haben scheinen mag, Eindruck auf die Nerven mache. Es ist Erfahrung, daß wir auch im Schlafe oft gute Urtheile und Schlüsse machen, oft Schwierigkeiten heben, die wir wachend nicht heben konnten. Es muß auch da, um solche Ideen zu wecken, erst Veranlassung, Grund des Entstehens derselben im Körper seyn, worauf sich mehrere associren, und Urtheile und Schlüsse werden. Daß wir oft im Schlafe Schwierigkeiten heben, die wir wachend nicht heben konnten, mag daher kommen, weil im Schlafe die Kräften der Seele weniger zerstreut, mehr zusammengedrängt sind, als bey'm Wachen, wo sie durch die sinnlichen Eindrücke von außen, und die mannigfaltigen Objekte viel gehindert, zerstreut werden. So eine Schwierigkeitshebung muß aber nur ein schneller, augenblicklicher Einfall seyn; denn lange anhaltende Ueberlegung läßt das Herumschwärmen der Phantasie nicht zu.

Leute, die viel und hitziges Gelüte haben, haben meistens fürchterliche, heftige Träume. Ihr Geblüt geräth bey'm Wachen bald und leicht in Wallung, und macht ihre Ideen lebhaft und feurig. Bey der geringsten Veranlassung im Körper wird also im Schlafe eine Idee geweckt, die schnell und stark auf das Geblüte zurückwirkt. Das Meer geräth

räth in Gährung, und wallt schnell auf, und so wirft die feurige, hinschwebende Phantasie den Schlafenden in Felsenschlünde und tiefe Gewässer, führt ihn über fürchterliche Ruinen eines alten romantischen Schlosses, und läßt ihn in die Tiefen der Gräber mit Schaudern hinabseh'n. —

Die Phantasie kann uns übrigens nichts vormalen, das wir nicht schon vorher durch die Sinne erfahren haben; und die Ungeheuer, die wir wachend nie gesehen, und im Schlafe sehen, sind Kinder der Phantasie, die die Dinge, die wir wachend einzeln sahen, hörten, fühlten u.s.f. in Ein monstroses Ganzes combinirt, und aus dem einzelnen Ochsen, und dem einzelnen Menschen, den wir wachend sahen, im Schlafe, wo sie will und thut, und durch keine Erfahrung von außen gehemmt wird, Ein Ding zusammsetzt, das halb Mensch und halb Ochse ist. —

Daß die Ideen der Träume so schnell wieder verfliegen, kömmt, dächt' ich, daher, weil durch neue Veranlassung immer eine andre, oft ganz zerschiedene, mit den vorigen unzusammhängende Idee an die Stelle der ersteren tritt, sie verdränget und auslöscht. Das Verliehren der Traumideen bey'm Erwachen scheint seinen Grund darinn zu haben, daß mit der Erfahrung durch die Sinne ein Bewußtseyn verknüpft ist, das viel stärker, überzeugender ist,

als das gleichfalls phantastische Bewußtseyn im Traume. Wenn wir erwachen, sind wir wieder in der Welt, in der wir sehen und fühlen, wo uns unser Bewußtseyn gültiger, überzeugender ist, als alle Demonstration, wo es, von klarer, anhaltend-denkender Vernunft geleitet, die Züge der betrügerischen Phantasie auslöscht. Der Mensch steht nun wieder da in seinem Vermögen, und steht in der Welt von reellen Wirklichkeiten, nicht in der platonischen Idealenwelt, die da vorüberschwebt wie ein Irrwisch, und verschwindet. Auch ist die Art der Träume selbst oft Ursache, warum sie so geschwind aus unsrer Seele verschwinden, und manchmal länger haften. Da aber die Träume meistens unzusammhängend und sinnlichdunkel sind, immer einer den andern auslöscht und tilget, da die meisten wenig Interessantes haben: so müssen sie nothwendig nach dem Erwachen gleich wieder verfliegen.

So ließe sich nun manches von Schlaf und Träumen erklären; aber wie viel ist nicht dabey noch unerklärt! Wahrlich, ein großes, an hundert Stellen noch unbearbeitetes Feld der Psychologie!!

Am Christabende.

Hell ist die Nacht, und lieblich
Schwebt durch's leichte Gewölk der Mond,
Lieblich funkeln die Sternlein,
Lieblich funkelt's ihnen vom Schnee zurück.

Bist so feyerlich, Schweigen der Nacht!
Aber kalt weht draußen die Luft,
Und mit starrer Hand
Streift der Wandrer den Schnee sich ab.

Horch! majestätischer Glockensang
Tönt in das Schweigen der Nacht!
Horch! wie hehr und feyerlich!

Laß du weh'n die kalte Luft,
Streife der Wandrer mit starrer Hand
Von sich den Reif ab —
Hinaus, hinaus unter's offne Himmelsgewölbe!
So war die Nacht,
Da Er gebohren ward,
Da Er gebohren ward,
Er, den kein Name nennt!

Was verkündest du, majestätischer Glockensang!
Der hinaus in das Schweigen der Nacht
Tönt von ragenden Thürmen?
Das verkündest du, majestätischer Glockensang!

So war die Nacht,
Da Er gebohren ward,
Da Er gebohren ward,
Er, den kein Name nennt!

O du Weesen der Weesen, durch das die Nacht ist
Mit den funkelnden Sternlein —
Siehe! da bin ich, da bin ich!
Siehe! Dir beugt sich mein Knie,
Meine Hände falten sich Dir!

Fleisch ist's geworden, das ewige Wort!
Du dachtest dich selbst,
Weesen der Weesen!
Bild war deines Selbst der Gedanke,
Ewig, wie Du,
Liebe, wie Du,
Kraft und Weisheit, wie Du
War und ist, und wird seyn das ewige Wort!
Ach! und Fleisch ist's geworden, das ewige Wort!

Menschensprache nennet das Wort
Deinen Sohn, Du Weesen der Weesen!
Fleisch ward Es!
Unser, unser Bruder ward dein Sohn!

Schimmre heller noch, lieblicher Mond!
Funkelt lieblicher noch, ihr Sternlein der Nacht!
Denn Er ward unser Bruder!

Menschenbruder! wo bist Du?
Laß deine Kniee umfassen des Bruders Arm,
Der Staub ist,
Laß den Bruder Dir Dank und Anbetung stammeln!

Töne du majestätischer noch,
Majestätischer Glockensang!
Daß, die dich hören, beugen ihr Knie,
Daß, die dich hören, falten die Hände,

Und der Bruder dem Bruder
Wärmer drücke die Hand,
Und mit dem Kusse der Liebe
Einer sage dem andern:

So war die Nacht!
Da Er gebohren ward,
Da Er gebohren ward,
— Er, den kein Name nennt!

Liebe.

Liebe! du kamst vom Himmel herab, bist ewig, wie's Gott ist,
Unbeschreiblich, wie Gott. Es stund im bräutlichen Schmucke
Mutter Natur, gehorsam des Schöpfers allmächtigem Winke;
Aber noch regte sich nichts im todten, schweigenden Erdkreis.
Siehe! da sprach der Herr zu dir, du Himmlische! Liebe!
Wandle, so sprach Er, hinab, meine Tochter! umschwebe den Erdkreis,
Füll' ihn mit deinem allbelebenden Athem! — da kamst du,
Liebe! herab; doch laß mich's mit inniger Wehmuth dir klagen —
Ach! kaum kennt man dich noch, du schöne Tochter des Himmels!
Ein unbändiges Ding, das sich von Abgrund zu Abgrund
Stürzt und raset, oder flatternd im seid'nen Gewande
Muthwillig schäckert und lacht, oder sich mit Seufzern und Thränen,

Und mit Ohnmachten nährt — wie bist du, Liebe! geschändet! —
Das unbändige Ding, die entnervende Thörinn — ach! Liebe,
Liebe nennen sie es! — Wie glücklich die wenigen Edeln,
Die dich noch kennen, die du mit frohem, thätigem Leben
Unverdorben beseelst, die du zum Himmel emporhebst,
Oder im Arme des Freund's, oder an der Seite der edleren Gattinn
Füllst mit unaussprechlicher Freude. O könnt' ich's mit goldnen
Buchstaben schreiben dir in dein Herz, mein Bruder! O Jüngling!
Flieh die Gelüste der Jugend, und lerne du Männerweisheit,
Und genieße die reinern Freuden der Erd' und des Himmels!

Um Mitternacht am Ende des Jahrs 1783.

Noch steh'n schweigend die Thürme,
Noch schlägt die Stunde nicht,
Die mit feyerlichem Getöne
Jedem Horchenden sagen wird:

„Auch dies Jahr ist nun dahin!
Kehret nicht wieder,
Kehret nicht wieder,
Ist auf ewig für dich dahin!„

Das wird, o du entfliehend Jahr!
Deiner in Schmerz und Freude
Hingefloßenen Tage
Ernstes Sterbegeläute seyn.

Wohl ihm, der deines Hinschieds achtet,
Dem entstürzet der Reue,
Oder der Seegnungen Thräne, als wollt' er
In dem Grab' die Thräne weinen.

Weile noch! weile noch!
Laß mich, entfliehend Jahr!
Was mir am Herzen liegt,
Erst dir sagen, dann nehm' ich
Abschied auf ewig von dir!

Hab' dich geschmückt mit manch schöner That,
Hab' dich entstellt mit manch böser That,
Hab' deiner Stunden manche geseegnet,
Hab' deiner Stunden mancher geflucht;

Weinte der Reu und des Kummers
Trübe, schmerzende Thräne oft,
Weinte des Dank's und der Freude
Helle, glänzende Thräne oft!

Noch wein' ich der Reu und des Dankes,
Noch der kindlichen Freude Thränen;
Denn Er war mein Erbarmer,
War des schwachen, kurzsichtigen Kindes Vater —
Er, dem Jahrhunderte
Sind, wie flieh'nde Momente.

Darum, da du hinüber eilst
In der Ewigkeit Schoos,
O du nimmerkehrendes Jahr!
O so bring Ihm die Thränen,
Und — verklage mich nicht! — —

Horch! sie schlägt, die ernste,
Mitternächtliche Sterbestunde!! —

Bey der stillen, nächtlichen Lampe
Hört's der Weise, und seegnet dich,
Ach! nun entfloh'nes Jahr!

Jeder wachende Fromme faltet zu Gott hinauf
Dankende Hände, und seegnet dich,
  Ach! nun entfloh'nes Jahr!

Und der Missethäter im Kerker fährt auf,
Klirrt mit den Ketten, und flucht dir,
Flucht dir, und jauchzet,
Daß du vorüber bist! — —

Horch! der letzte, letzte Schlag,
Der's in die Seele
Mir nun noch einmal sagt:

  „Auch dies Jahr ist nun dahin,
  Kehret nicht wieder,
  Kehret nicht wieder,
  Ist auf ewig für dich dahin!„

O nun Abschied auf ewig,
Auf ewig entfloh'nes Jahr!
Noch einmal beug ich meine Knie,
Fleh' um Erbarmen zum Richter da oben,
Falte noch einmal die Hände
Hinauf, hinauf zum Erbarmer,
Und weine Dank Ihm, und Anbetung!

Schwermuth.

Wie unglücklich und bedaurenswürdig ist der Mann, deß Seele trauret, und der keinen Freund um sich hat, dem er sein Herz entblößen, dem er sagen könnte: Sieh! da blutet's! — Würde ein Freund eine Thräne ihm auf seine Wunde hinweinen — o die Thräne wäre Balsam! — Nun aber der Freund, der die Thräne hinweine, nicht da ist: ach! das Gefäß ist voll heißer, fressender Materie, es kann sich nicht ergießen, und verzehret sich selbst.

Es giebt verschiedene Arten von Schwermuth. Ich kenne einen jungen Menschen, der fast den ganzen Tag den Kopf hängt, und von einem Winkel in den andern steht. Wenn man ihn nun fragt, warum er dies thue? so sagt er, er sey so gerne melancholisch. Manchmal aber vergißt er sich, und thut ausgelassen lustig. Der ist nun (ich kenne ihn) ein Erzlügner mit seiner sogenannten Melancholie oder Schwermuth; denn ich weis gewiß, wenn er melancholisch thut, und winkelsteht, und kopfhängt; so denkt er sich weiter nicht vielmehr, als daß er nun winkelstehe und kopfhänge, und daß die Leute sagen würden: Der Mensch sinnt und dichtet den ganzen Tag, er ist melancholisch, oder gar überstudirt. Solcher Narren giebt's nun, besonders unter den Dich-

terleins

terleins und Romanenlesern gar viele; und das ist affektirte Schwermuth, wenn ich anders das Wort Schwermuth beysetzen darf, da es eigentlich nichts dabey zu thun hat. —

In D * * * ist ein einsamer Spatziergang, der sich durch eine Allee von hohen, alten Eichen und finstern Tannen zieht. Hie und da sind im nebenanstehenden Dickicht grüne Sitze, und nicht ferne davon stürzt sich ein Wasserfall ins Thal hinab. Hier lustwandelte ich einmal, und gieng tiefer, als gewöhnlich, ins Dickicht hinein. Auf einem der grünen Sitze lag ein junger Mann, der mich herzlich betrübte. Sein Angesicht war blaß und eingefallen, und es schwebte etwas drüber hin, das ich nicht zu nennen weis. Es war, als ob's lächeln wollte — o du fürchterliches Lächeln! — es verzerrte ihm seine Mine so abscheulich, machte sie so bitter, so bitter! es schien aus seinem Innersten herauszusagen: Du bist mir lieb, Wurm! — Nage, wilder, schwarzer Wurm! daß die Blume einmal abfalle und hinwelke! — Arm und Fuß hiengen ihm matt hernieder, und sein Auge sah starr. Ich stund vor ihm, und eine Thräne schlich mir die Wange herab. Ich faßte ihn bey der Hand: Junger Mann! ich will mit ihnen weinen! —

Er

Er fuhr auf, sah mir starr ins Gesicht, und seufzte: Ich kann nicht weinen!

Junger Mann! die Blume welkt zu früh! Wo blutet's?

„Nirgends!„ und hastig war er weg. Das war nun tiefe, verzehrende **Schwermuth**. Präservative und Rettungsmittel dagegen sind:

Flieh die Einsamkeit, oder
Arbeite was Bestimmtes, Dringendes, Angelegenes;
Vergiß Gott und Religion nie. —

Wenn ich Abends einer Musik horche, oder in einer schönen Sommernacht am Fenster liege, oder im Mondenschein sitze — dann bemächtigt sich meiner Seele eine gewisse schwärmerische Traurigkeit, die ich süße **Schwermuth** nenne. Es ist Analogie der Seele mit dem, was um sie ist, es ist Zug des geistigen Bandes, das der Schöpfer geknüpft hat, und das jetzt zur Traurigkeit zieht; aber diese Traurigkeit, diese Schwermuth ist süße. Es ist noch immer Ruhe dabey. Die Seele fühlt ihre Thätigkeit, fühlt, daß sie ist, hängt der Schwermuth, die sie dies fühlen läßt, nach, und umfaßt die Gegenstände um sie mit sanfter Betrübniß.

Dies

Dies süße Bewußtseyn hat der eigentlich Schwermüthige, der Melancholische nicht. Niederschlagende Ideen drängen sich dicht und schwer auf seine Seele; er erliegt, und wird unfähig zu aller Selbstthätigkeit, nur zum Leiden nicht.

Die sanfte, ruhige Schwermuth macht nun bey vielen Menschen einen Theil ihres Karakters aus, der sich überall zeigt, und sich fast an jedem vorkommenden Gegenstande nährt, wo ein anders Individuum oft lustig bleibt. Sie ist liebenswürdig, so lange sie nicht in verzehrende Melancholie ausartet.

Der Verfasser des Lebens des guten Jünglings Engelhof hat diese edle, liebenswürdige Schwermuth, die uns das auf jeden Unfall so unvorbereitete, kindische, lachende Weesen benimmt, besonders vortrefflich gezeichnet.

An

An J**,

als er ein Gedicht: Die Schöpfung, gemacht.

Wohin, wohin hebt, feuriger Jüngling! dich
Auf Adlerschwingen schwebend dein Genius?
Sieh! unten weil' ich, sehe nach dem
Schwebenden, weine der Freude Thränen!

Verwegner! wagst du's, in der Unsterblichen
Geweihte Chöre Lispel des Erdesangs
Zu mischen? winkte ihrer einer
Nickend dem Genius, daß hinauf er

Dich heb', in ihren lichten Versammlungen
Du säßest, schlängst den Arm um die Liebenden,
Und Lieder sie dich lehrten, und die
Hand dir hinunter die Harfe bebte,

Daß ihrem Jünger lächelnd die Himmlischen
Hinhorchten, und sich freu'ten der Stunde, die
Mit Palm' und Siegeskranz die lichte
Stirne umwunden herab einst eilen,

Um deine Stirne Palme und Siegeskranz
Dir winden würde, und dann, geweihet dich
Zu Gottes Engeln reih'te, daß nun
Bruder du sängst in der Engel Chöre.

Heißt

Heißt er Eloa, oder blitzt Raphael
Mit Flammenschrift ihm an der erhab'nen Stirn',
Der Hallelujahsang dem Schöpfer,
Feuriger Jüngling! dich strömen lehrte?

Ach! Vater Adam horchte dem Lehrenden
In Edens kühler Laube einst. Heiter warst,
Und voll von ihres Schöpfers leiser
Gegenwart du da, o seel'ger Abend!

Und Heva deckte mit Paradiesesfrucht
Die grüne Tafel, reichte dem himmlischen
Gast, und saß lächelnd jetzt an Adams
Seite, schwieg, horchte, und ward Entzü-
ckung.

Der Morgen.

Es flieht die Nacht
Aus Hain und Flur,
Verjüngt erwacht
Allmählig die Natur.
Der Tag rückt an,
Schon kräht der Hahn
Kikiriki!
So tönt's zum Thale nieder,
Und hundertmal tönt's wieder
Kikiriki!
Sie naht, sie naht
Die liebe Sonne,
Ihr Purpurrad
Rollt Morgenwonne
Am Berg' empor;
Ein zahllos Chor
Von Grazien
Schwebt reizend schön,
Rings um den Wagen,
Den goldne Wolken tragen,
Und Morgenstunden —
So holdiglich!
Mit Rosen sich
Ihr Haupt umwunden,

Streu'n rings um sich
Saphir'ne Kränze
Und muntre Tänze
Verschlingen Arm in Arm.

Die Sonne blickt
Mit sanftem Strale
Zum erstenmale,
So schön zu seh'n
Von ihren Höh'n
Mit Mutterblick herunter.
Es sinkt ihr Stral,
Und rasch und munter
Hüpft überall,
Und um und um,
Auf jeder Seite
Zufriedenheit und Freude
Im Tanz herum.
Hoch hebt sich über Berge
Mit Wonneklang
Und Wirbelsang
Die muntre Lerche,
Und aus den Nestern streckt
Der andern Vögel Chor,
Vom Morgenstral und Lerchensang geweckt,
Das Köpfchen vor.

Herr Spatz fliegt munter
Am Fenster auf und 'nunter,
Dibb Dibb! ruft er,
Und äugelt hin und her,
Ob irgend so was wär',
Dibb Dibb! das seinem Kragen
Möcht' etwa wohl behagen.
Doch seht! auf eilendem Gefieder
Ist er und seine Brüder
So blitzschnell schon
Auf und davon.
Mit Sang und Peitschenknalle
Trat Hans jetzt aus dem Stalle;
Den Hof hin schreitet er,
Und Rosse traben vor ihm her.
Ein andrer Zug kömmt hinten drein,
Man spannt die Rosse ein,
Und unter Sing und Sang,
Und unter Peitschenknall
Gehts Feldern zu.

Hoch steigt jetzt schon
Am Horizon
Die Sonne hehr herauf,
Und Sieh! in Hain und Auen,
Wie Paradiese anzuschauen,
Lebt alles auf,

Und wonniglich
Jauchzt und freut alles sich
Im neuen Leben,
Das seinen Weesen Gott gegeben.
Wie wonniglich
Freu' ich auch mich!
Nimm, Schöpfer! nimm mit Lobgesange
Die Thrän' an meiner Wange!
Sie rollt so heiß herab,
So heilig Dir!
O Du, der alles thut und gab,
Dir leben, singen, athmen wir!

Fragment
aus dem Briefe eines Jünglings, über sein philosophisch Studium.

Ich muß mich übrigens recht sehr wundern, wenn ich meine Mitschüler, in Absicht auf unser philosophisch Studium, so ganz zufrieden und ruhig sehe. Freylich ist ihr Weeg nicht mein Weeg, und diese Ruhe, diese ganz sich hingebende Zufriedenheit ist da meistens fürchterlich; und das unruhige Hin- und Herschwanken, bis man festen Fuß hat, dies strebende Emporwollen ist oft Vorbote eines starken Geistes (*), der, hat er einmal festen Fuß gesetzt, weit über den Allgläubigen wegragt. — Ich habe so ein Gewebe von weitaussehenden Begriffen im Kopfe, aber es ist, wie Herder einmal sagt, ein verwirrter Knäul, und den möcht' ich gern' entsponnen, und ordentlich aufgewi-

 ckelt

(*) Nennt aber das Wort ja nicht im französischen Sinne; denn es ist weltbekannt, daß sich gewisse Taugenichts, Nachbeter und irreligiöse Lustigmacher auch starke Geister nennen lassen. Gott verzeih' ihnen ihre Sünde!

ckelt haben. Ich komme in viele Gegenden der Philosophie, freue mich, und jauchze, wie ein Kind, mit dem man das erstemal lustwandelt, setze mich da und dort hin, suche was, das ich gerne hätte, und prelle bald da bald dort an, daß mir all meine Freude wieder verdorben wird. Mittelpunkt! Wahrheit! seufz' ich dann, wo bist du? daß ich mit lichten, in einander gegründeten Begriffen mich hinsetzen, und sagen könne: Da ist der Ort meiner Ruhe! —

Kain.

Kain.

Nacht, wie die Nacht des Grabes lag über dem
schweigenden Erdkreis;
Kain lief hin durch die Nacht; ihm folgte eilen-
den Schrittes
Rache, Rache des Herrn, denn er troff vom Blute
des Bruders.
Fliehen wollt' er, und lief durch die Nacht, und
da war's ihm, als lief er
Hin durch Abels schweigende, nachtende Grabeshöle.
Kalt, wie der Schweis des Sterbenden rann ihm's
über die Stirne,
Jede Kraft strebte in ihm, als wollt' er lastende
Felsen
Wälzen von sich; jetzt stand er, und seufzte, und
faßte sich wild bey'm
Wirbel des Haares, und raufte sie aus, und gab
sie dem Winde,
Fluchte sich selbst, und fluchte dem Tage, da er ge-
zeugt ward,
Da ihn Heva gebahr. Dann zagt' er und brüllt'
in die Nacht hin:
„Laß mich! Laß mich, du weiße Gestalt mit dem
bangen Geächze!
„O verfolge mich nicht! Ich sehe die schrecklichen
Flecken,

 „Roth,

„Roth, wie rauchendes Blut! Weh! weh! ich hab' dich gemordet!
„Laß mich! Laß mich!„ — Er floh nun wieder, jetzt stand er und floh jetzt,
Stand und raffte sich auf, und klettert' an einem Gebürge
Ueber Stein' und Gesträuch mit dem Streben der blutenden Händ' und
Füße arbeitend hinauf, als wollt' er Ruhe da oben
Finden, als wollt' er über sich reißen das Felsengebürge,
Und wie im Schooße der Ruh sich unter'm Ruine begraben.
Aber nun sank er entkräftet, und lag, als läg' er zu schlummern.
Häufiger rannen die großen Tropfen ihm über die Stirne;
Doch kein lindernder Schlummer ergoß sich ihm über die Augen,
Ruhe war von ihm ferne gefloh'n. Nun woll't er empor, und
Fliehen; aber da brüllt' er noch einmal, und sank zurücke.
„Abel! Abel! Dein Blut!„ Weh! Weh! — so seufzt' er, und wollte
Weinen, und konnte das nicht — er starrte hinaus und erbebte.

Ueber ihm leuchtete jetzt ein Blitz in die dräuende Nacht hin,
Lauter heulte der Wind durch die Wipfel der ächzenden Bäume,
Krachender krachte im Sturm der dumpfhinrollende Donner,
Es erbebte die Erd', als wollte den ersten Verbrecher
Sie nicht tragen, die ganze Natur war, als wär sie im Aufruhr.
Blitz auf Blitz, und Donner auf Donner im heulenden Sturmwind!
Kain lag noch, und starrte hinaus in das Todesgewitter,
Fuhr in die Höhe, und rief: Jehova! Jehova! Da bin ich!
„Schmettre mich hin! Ich achte deß nicht! Verlohren auf ewig!
„Ja, das bin ich! Ich achte deß nicht! Verlohren! Jehova! —
Rief's; und sank auf die Erd', und lachte mit wilder Gebärde
In das Sausen des Sturms, in das Krachen des Hochgewitters. —

Aber jenseits des Grabes kniet' Abel, und flehte: „Jehova!
„Ach erbarme dich sein! Vergieb! Ich vergebe dem Bruder!

An einen Leidenden.

Trag', und schweige,
Neige, neige
Still und dankbarlich
Jeder Bürde dich!
Gottes Liebe wägt
Bürde und Geduld,
Unsers Mittlers Bruderhuld
Ist's, die mit uns trägt.

Fromm und heiter
Wandle weiter,
Trau'nd auf Gottes Wort,
Deine Weege fort.
Wenn's dann rings um dich
Krachend stürmt und blitzt,
Lächle still', und ruhiglich —
Gott ist's, der dich schützt.

Ein Gespräch.

A. Sag' mir mal, hast du auch eine Seele?

B. Ob ich eine Seele habe? Das ist ja ausgemacht, wie können Sie mich das fragen?

A. Aber was ist denn deine Seele?

B. Meine Seele? Was sie ist? Ja, das wüßt' ich nun doch wohl nicht gleich zu sagen.

A. Hast du auch einen Leib?

B. Wie wunderlich! Sie sehen's ja, daß ich vor ihnen stehe, und einen Leib habe. Sie haben ja auch einen, können's sehen und greifen.

A. Aber was ist dein Leib, oder vielmehr was nennst du deinen Leib?

B. Dies Ding da!

A. Und was ist dies Ding da?

B. Mein Leib.

A. So werden wir wohl in Ewigkeit nicht fertig. Du sollst mir sagen, erklären, was deine Seele, dein Leib eigentlich sey?

B. Das kann ich nicht. —

Man erlaube mir, diesem Gespräche ein paar Anmerkungen beyzusetzen. Geh bey tausend Menschen herum, und frage sie über eben so was, das sie fast alle Tage nennen — und du wirst bey dem größesten Haufen, auch bey manchem, der einen Gelehrten macht, fast eben so eine Antwort bekommen.

men. Woher dies? In jeder Idee, die wir von einer Sache haben, lassen sich gewisse Merkmaale unterscheiden. Je mehr man darinn unterscheidet, um so deutlicher wird die Idee des Ganzen; und je weniger man darinn unterscheidet, um so dunkler bleibt sie. So vollständig und distinkt eine Idee an und für sich ist, so verworren und dunkel kann sie in Absicht auf den seyn, der sie hat. Es wird Aufmerksamkeit auf sie, und Nachdenken erfodert, wenn sich die Merkmaale, die in ihr liegen, entwickeln sollen, um nur einigermaßen bestimmt werden zu können. Nun fehlt aber den meisten Menschen Aufmerksamkeit auf ihre Ideen, Nachdenken und Entwickelung derselben; daher die Verlegenheit, in die sie gerathen, wenn sie eine Sache, die sie auch noch so oft nennen, nur in etwas definiren sollen, daher, daß sie dann immer sagen: Dies ist, dies seh' ich u. s. f. und doch nie bestimmen können, was es ist?

Noch ein Wort aus Veranlassung.

Welche Individualität muß in allem menschlichen Denken und Empfinden seyn, welche Stufen und Grade! Wenn hundert Menschen ein einziger, ganz populärer Redesatz vorgelegt würde, und jedes seine Gedanken dabey, so wie sie ihm in der Seele sind, sagen, hinschreiben könnte; welche Individualität würde sich da bey jedem, ohngeachtet aller Aehnlichkeit, äußern!

Bey A** s Tode.

Zur Zeit, wo nur der Kirchthurm Stunden spricht,
Und in die Nacht die Eule tönt —
Im Freudhof — müd — mein Angesicht
An ein's der Kreuze hingelehnt
Saß ich bey blassem Mondenschein
An meines A * * Leichenstein.

Das Mondlicht hüpft so blaß und schauerlich
Von Grab zu Grabe hin und her,
So bang und schaurig ist's um mich,
Am Herzen liegt's so ängstlich schwer,
Es pocht so ziehend ab und auf,
Als läg' mir Felsenlast darauf.

Da faßt' ich meine Laute in den Arm,
O Freundinn! seufzt' ich, Freundinn du!
Versinge mir des Trübsinn's Harm,
Und sing' ins bange Herz mir Ruh';
Was frommt der tiefverschloß'ne Zwang?
Sey laute Klage, Schmerz! — Ich sang:

In unschuldvoller, frischer Schöne lacht
Manch Röschen, das die Lüfte würzt,
Und reizend steht in Jugendpracht —
Doch seht! Knick knack! — das Röschen stürzt,
Und welkt, vom Windstoß abgepflückt.
Tod! hast solch Röschen mir geknickt!

Zur Seite gieng der blühn'de Traute mir,
Und Freundschaft legt' uns Hand in Hand;
Ach! Himmelsfreude fühlten wir,
Doch Tod! dich hat der Herr gesandt —
Du standst, und blicktest hin — Gott winkt —
Die Senne schwirrt — und A * * sinkt.

Hier schläft er nun! So früh, so früh umschließt
Den Weggeblühten hier ein Grab,
Und von der bleichen Wange fließt
So manche Thräne mir herab,
Und, A * *! jede Thrän' ist dein,
Sie stürzt auf diesen Leichenstein.

Wer giebt mir, Frühentfloh'ner! dich zurück?
Wer bringt in's finstre Herz mir Licht?
Bang, unstät irrst du, trüber Blick!
Und suchst den Lieben, find'st ihn nicht!
So sitz' ich nun gar kläglich hier,
Und jede Tugend klagt mit mir. —

Noch sang ich, sieh! da schlich gar schön und hehr
Ein Silberwölkchen um den Mon,
Und jetzt sank's immer mehr und mehr,
Und sinkend kam's mir nahe schon.
Ich sah da hin, was das wohl sey?
Sah hin — mir war nicht wohl dabey.

Jetzt

Jetzt hielt's vor mir, und da zerfloß es schnell,
Wie Rauch in heitre Frühlingsluft,
Da ward's um mich gar lieblich hell,
Da dampft's um mich, wie Mayenduft;
Ein Jüngling stand, eh ich's versah,
Schön, wie ein Sommermorgen da.

„O klage nicht um den, der dich verließ!
„Zu Gott schwingt jeder Gute sich,
„Den Gottes Ruf der Erd' entriß.
„Sey brav und fromm! Bald hol' ich dich!„
So sprach der Geist, gab mir die Hand,
Und lächelte noch — und verschwand.

Morgenlied.

Willkomm! Willkomm! du schöner Morgen!
Wie herzlich freu' ich deiner mich!
Willkomm! Willkomm! du schöner Morgen!
Der liebe Gott, der sandte dich! —

Ich legte mich am Abend nieder,
Und schlief die Nacht im Frieden hin;
Da steh' ich nun, und freu' mich wieder,
Und preise Gott mit frohem Sinn.

In Ihm freu't sich nun alles wieder,
In Ihm lebt alles wieder auf.
Die Lerche singt Ihm ihre Lieder!
Zu Ihm steigt hoch mein Dank hinauf.

Du lieber Gott im Himmel droben,
Wie bist Du doch so weis' und gut!
Drum will ich, lieber Gott! dich loben,
Wie's jedes deiner Kinder thut.

Drum will ich fromm und redlich leben,
Und wacker wandeln stets vor Dir!
Dann wirst Du Seegen stets mir geben,
Dann bin ich glücklich für und für.

Dann leg' ich mich am Abend nieder,
Und schlafe sanft und ruhig ein,
Und sehe froh den Morgen wieder,
Und kann mich jedes Morgens freu'n.

* * *

Ein Psalm in bangen Stunden.

Bist du, den sie: Jehova! den: Gott! sie nennen, und nannten?

Bist du? bin ich durch dich? und achtest du wohl auch deines Gemächtes?

Darf aufseh'n zu Dir der Wurm, der sich im Staube krümmet? Darf er sich krümmen, und ächzen vor Dir? und siehst Du sein Aufseh'n, und hörst Du sein Aechzen, Herrlicher! Ewiger!

Wo bist Du? — Sieh! mein Fuß wandelt in Nacht, und meine Hände tappen im Finstern unter Nattern und Scorpionengezüchte!

Wo bist du? Komm! daß meine Hände dich greifen, mein Aug dich sehe, dein Arm mich fortreiße — sonst find' ich nicht heraus.

Hörest du mich, Jehova! mein Gott! Die Nacht um mich ist fürchterlich schwarz, und kein erquickender Lichtstral hellet sie.

Blitz ist's, blasser, schwebender, niederschmetternder Blitz ist's, was durch die Nacht hinleuchtet, und schwindet, und schwärzer sie macht.

Ich seh' ihn, und greife um mich, und sinke zurück in meine Nacht. Die Eule heult, die Natter zischt, und der Wurm nagt an meinem verdorrten Gebeine.

Bayerische Staatsbibliothek München

Aber mein Jammer tönt gräßlicher, dann das Geheul der nächtlichen Eule, und das Gezische der Nattern, und das Knarren des nagenden Wurmzahns.

Tönt es Dir lieblich, Jehova? — Du bist! Ich bin! Bin dein Gemächte! Tönt es Dir lieblich das Geheul und Gejammer der Nacht?

Das Lied der Freude tönt lieblich. Ich weis kein's. Aber wenn du mich herausführtest aus dem Schlunde der Nacht, und dich mir zeigtest — Siehe! da wollt' ich das Lied der Freude dir singen. Das Lied der Freude tönt lieblich! — —

O ich will deiner harren! Du bist! Du siehst mich! Ich will deiner harren!

Daß Du mir zeigest die Wonne deines Antlizzes, und meine Nacht schwinde in Licht. —

Jehova! ich fühl's, Du nah'st dich! Bald komm' ich herfür, bald ergießt sich mein Herz in Lieder der Freude! —

Am
Vorabende des hohen Donnerstags.

Kommt, des Himmels Gespielinnen! Stunden heil'ger Betrachtung,
Der Anbetung Jehova's geweiht!
Kommt auf den Schwingen, die Trost und Stärkung, und Seligkeit träufen,
Kommt zum Erdensohne herab!
Denn es nah'n dem geopferten Dulder geheiligte Tage,
O die Tage, so heilig und hehr!
Da das Blut des gewürgten Lammes den Altar hinabrann,
Da der Seraph und Cherub verstummt',
Hinsah nach dem Duldenden, und das Geheimniß nicht faßte,
Daß er ins Nichtseyn nicht sänke zurück.
Ihn will ich immer, o Ihn den liebenden Mittler jetzt denken,
Jesus Christus, der duldet' und starb.
Wenn dann die stürzende Thräne der Stral des Mondes besilbert,
Oder des Morgens Erstling beglänzt —

O dann stürzet die Thräne nur Dir, nur Dir,
Jesus Christus!

Jesus Christus! Dir tönt dann mein Lied! —
Du, den zum Schützer der Ew'ge mir gab, Du
der Himmlischen einer!

Lehre mich helfend Gebeth und Gefühl!
Fasse sie auf von der Wange, die Thränen, und
bring' sie vor Christus,

Opfre sie, sprich: Er hat Dir sie geweint!

Am Abend.

Ein leisefächelnd Lüftchen kühlt
Die lechzenden Gefilde;
Die Sonne sinkt, und sinkend spielt
Ihr Stral mit sanfter Milde
Durch die Natur.
Wie zauberisch
Hüpft auf der Fluhr
Und durch's Gebüsch
Ihr letzter Mutterblick!

Die rothbeglänzten Aeuglein dreh'n
Die Vögel noch zur Sonne.
O wie sie auf den Aestchen steh'n
Voll süßer Abendwonne;
Doch jetzt hängt müd
Ihr Köpfchen sich,
Es sagt ihr Lied —
Wie schläferlich! —
Der Erde: Gute Nacht!

Dort über'm Hügel steigt der Mon
In Wolken halb verstecket.
Die schwarze Herrscherinn naht schon,
Die bald den Erdkreis decket.
O seht! dort blinkt
Der Abendstern;
Er winkt, er winkt,
Da fliehet fern
Des Tages wild Gelärm.

Es kleidet Mutter Erde sich
In die geschwärzte Hülle,
Und alles schweigt schon rings um mich
So todt, so mäusestille! —
Ach! schon hängt müd
Mein Haupt auch sich,
Es sagt mein Lied —
Wie schläferlich! —
Der Erde: Gute Nacht!

Ein Brief an J**

Ich muß Ihnen, mein Lieber! eh' ich mich schlafen lege, noch eine Geschichte dieses Tages erzählen, die Ihnen Freude machen wird.

Nahe bey D**, in einem Thale, das sich längs von einem Wäldchen herabzieht, liegt ein Dorf. Es hat etwa funfzehn Hütten, und an der Kirche einen alten gothischen Thurm, der alle Tage einzustürzen droht. Es ist überaus angenehm, oben am Wäldchen umherzuwandeln, und meine Seele genoß ofte dies stille, innige Vergnügen. Da saß ich dann, und blickte hinab in die Krümmung des Thales, wo zwischen Hecken und Gärten grau und schweigend das Dörfchen liegt, und der Kirchthurm im Mondesschimmer ragt. Guter Gott! dacht' ich dann, wo wohnen deine Kinder, Unschuld und Ruhe, wenn sie da unt' in den bemoosten Hütten nicht wohnen? Gotteskinder! ihr flieht die Palläste der Großen und der Reichen, und ihre seid'nen Bette, lagert euch auf Stroh, und sagt: Hier ist gut wohnen! — Gott! deine Familie hienieden — wie unübersehbar, wie wunderbar eingetheilt ist sie! Aber kein's deiner Kinder ist vergessen, jedes kann das, was es seyn soll, kann glücklich seyn; wenn's nur redlich wirkt in seiner Sphäre, und denkt:

Das hat mir unser Vater angewiesen! — Glücklich das Volk, das voll Ruhe und Einfalt so seine Weege geht! Wohl dem Unglücklichen, der trauert, und seinen Kummer ausweint, und sich hinwirft vor Dir, Vater aller! und mit gebeugtem Haupte, und aus voller Seele sagt: Du hast mir's jetzt so angewiesen! und dann gestärkt, und mit zufriedener Mine aufsteht. —

Da wird mir meine Seele dann so voll, und so warm mein Herz! es drängt mich, ich erhebe mich, und wandle so hin, oft ohne zu wissen, wo? und wohin? —

So gieng mir's den heutigen Abend.

Eh ich mir's versah, war ich nah am Dorfe. Es begann schon dunkel zu werden, nur daß der Mond am Wäldchen emporgestiegen war, und mit voller Scheibe am Himmel hinwallte.

Ich sah in einiger Entfernung ein Licht schimmern, und bemerkte, daß es in einem Hause sey. Ich gieng näher, und hörte im Hause zwo Stimmen, die sangen. Nun erkannt' ich's oben am Dache für's Brechhaus, stellte mich neben an, und horchte. Es schienen alle bey ihrer Arbeit so leise, als möglich, zu thun. Zwo Mädchen sangen. Der Ausdruck ihres Liedes und Tones war voll edler, rührender Einfalt. Ich will Ihnen das Bruchstück

des Liedes, das ich noch hörte, wie ich es, so viel ich's im Gedächtnisse behalten konnte, gleich da ich nach Hause kam, aufzeichnete, hersetzen:

Da saß Margrethe die Jungfrau rein
Betrübt in ihrem Kämmerlein;
Es ward ihr gar fürchterlich bange,
Sie rieb sich die Aeugelein roth,
Und seufzte in herziger Noth:
Wo, Bruder! wo bleibst du so lange?
O weh! O weh! O weh!

Da klopfte der Wandschmied di da! di da!
Da zirpten Hainchen fern und nah.
Die Katzen im Mondenschein schauten
Vom Dächlein hoch umher,
Und alle zusammen gar sehr
Wohl heulten, und alle miauten —
O weh! O weh! O weh!

Da klopft's an der Thüre; Herein! herein!
Da trat ihr Bruder ins Kämmerlein,
Und faßte sie traulich bey Handen;
Den Engelein war er wohl gleich:
Komm du mit in's himmlische Reich!
So sprach er; und beyde verschwanden.
Ade! O Welt! Ade!

Nun schwiegen die Sängerinnen der Einfalt und Unschuld, und ich hörte einige sagen: Ist's nun schon gar? Sing' noch ein's, liebe Kätte! —

Mir aber ward, ich weis nicht, wie? Die guten Brecherinnen, dacht' ich, ahndeten's wohl nicht, daß sie außen jemand behorcht habe, und wie viele Freude haben sie mir gemacht! — O du unglücklicher, armer Weichling, der du auf Euderdunen ruhst, und dem künstlichen Geheule eines Wälschen, der sich's oft für einmal mit einem Beutel Dukaten zahlen läßt, horchest, und deine stumpfen Nerven aufzukützeln suchst — Sieh! da stund ich im Schimmer des Mondes, horchte dem Liede der Einfalt, und meine Seele hob sich auf den Schwingen der Melodie, und voll ward mein Herz von wehmüthiger stiller Freude.

Sie können nicht glauben, mein Lieber! wie mir das alles an die Seele gieng. Ich wandelte ruhig und froh meinen Weeg zurück nach Hause, und mein Abendgebeth war feuriger inniger Dank für die Freuden dieses Tages.

Leben Sie wohl, liebster, bester Freund! und schreiben Sie mir, was Sie von der Geschichte dieses Abends denken, die — Empfindeley dem trockenen Spekulanten, und Lüge dem naseweisen Kritikaster seyn würde. Adieu!

An

An St. **

Düster liegt und verlassen das einsame Thal,
Und durch das schweigende Dunkel
Wälzt sich der kühlige Bach,
Ueber den die traurige Blume hängt;

Aber der Morgensonne labender Blick
Sinkt in's dunkele Thal — und die Nacht wird Licht,
Lieblicher rauscht im Glanze der Bach,
Und die Blume fühlt sich erquickt, und duftet.

Oede ist's oft im Menschenherz, und verlassen und einsam;
Aber die Stunde der Freundschaft, ach! die
Stunde höherer Ahndung sinkt nieder in's Menschenherz —
Helle wird's, und Erquickung athmet.

Wie der Lichtstral, der herab in die Nacht sinkt,
Ist die Stunde der Freundschaft, und höherer Ahndung,
Die herab in des armen Menschen
Lange verlaß'nes, schmachtendes Herz sinkt.

Denkst du, St.**! der himmlischen Stunde noch,
Da wir Hand in Hand gedrückt an deiner Seite,
S**, und ich auf deinem Saale
Saßen, und: Wären wir so immer beysamm!
uns sagten.

Ach! da war Er in unsrer Mitte,
Er, den kein Name nennt —
Ach! da sprach Er uns tief in die Seele:
Friede mit euch, meine Kinder!

Wärmer drückte sich Hand in Hand,
Höher schlug der Liebenden Herz
Ahndung, Ahndung dessen, was kommen soll —
Denkst du, St**! der himmlischen Stunde
noch?

Er, den kein Name nennt, denket ihrer,
Engel des Himmels umgränzten sie mit Palmen,
Werden die Umkränzte einst uns führen zurück,
Wenn unser Auge bricht, und die Stunde
des Todes schlägt.

Auferstehung.

Ich hoff' auf Ihn
Mit Kindessinn,
Auf Ihn, der starb für mich!
Verherrlicht, feyerlich,
Im Seraphinenchor,
Stieg Er vom Grab' empor!

Ich hoff' auf Ihn
Mit Kindessinn!
Wird Moder auch einst seyn
Mein eingesenkt Gebein;
Zum Leben weckt es doch
Dann Jesus Christus noch!

Der Freunde Schaar
Einst um Ihn war,
Und Leben trat Ihm nach,
Und Heil und Leben sprach
Sein Mund; Tod, Elend schwand
Vor Seines Kleides Rand.

Mit Kindessinn
Sank da Ihm hin
Jairus, glaubend fromm.
„Sie stirbt, sprach er; doch komm,
„Ruht deine Hand auf ihr:
„So lebt und dankt sie Dir!„

Und

Und Jesus kam;
Doch da vernahm
Er Lärm und Trauerlied.
„Nicht starb das Mädchen! flieht!
„Es schlummerte nur ein!„
Sprach Er. Sie lachten sein.

Voll Gottesruh'
Trat Er hinzu,
Und faßt' des Mädchens Hand.
Sie fühlt's, und lebte, stand,
Und weint', und eilte warm
Dem Vater in den Arm.

Ein Brief an M**
über die Silhouette.

Sie haben mir, mein Theurer! ein recht schätzbares Geschenk mit ihrem Silhouette gemacht. Ich hab' es über meinem Schreibpulte aufgehängt, und dank' es dem guten Dinge, daß es mir die süße Erinnerung an Sie so lebhaft macht, daß ich da unter der Arbeit manchmal so ein Ruhepünktchen finde, und dann um so muthiger wieder fortarbeiten kann. Mein Vetter wunderte sich neulich gar sehr, da ich ihm dies sagte. Er besuchte mich auf meiner Stube, und indeß ich nach etwas in meinen Papieren herumsuchte, besah er die Gemälde und Kupferstiche, die da herumhängen. Als er zu Ihrem Silhouette kam, lachte er laut, und sagte: Was haben Sie da Schwarzes im Rähmchen? Das sieht ja gar wie ein Menschenkopf aus! — Wie er sich wunderte, da ich ihm das Ding erklärte! Es war das erste Silhouett, das er in seinem Leben sah.

Da hab' ich mir nun bey dieser Veranlassung auch manchmal so meine Gedanken über die Silhouette gemacht, und theile sie Ihnen, wenn Sie sie gerne lesen, als ein kleines, gar geringes Gegengeschenk mit, so wie ich sie vor einigen Tagen in meine Schreibtafel schrieb.

Silhouette ist meines Erachtens, Umriß, Gränzlinie des gerade vor sich hingewandten, einseitigen Menschenangesichtes. Nicht mehr, nicht weniger; wenigst so, wie man sie meistens macht.

Die Methode, Silhouette zu verfertigen, ist bekannt. Nun nur zwo Fragen:

1) In wie fern kann ein Silhouette schön seyn?

In sofern es eine Linie seyn kann; denn es ist weiter nichts, und der übermalte Zwischenraum hat keinen Bezug daher.

a) In sofern uns also durch ein Silhouette der Umriß fester, harmonischer, kurz, schöner Theile eines Angesichts dargestellt wird, in sofern ist es schön.

b) Auch nur Umriß einer Karrikatur, einer Mißgestalt kann nicht schön genannt werden.

c) In sofern es den Umriß des Originals, so wie es ist, oder (bey fingirten) seyn, beysammenseyn könnte, darstellt, ist es noch nicht schön, nur wahr.

d) Im Gegentheile noch nicht häßlich, nur falsch.

2) Wem, und wie kann es nützen?

Silhouette ist nicht Darstellung des ganzen Menschenangesichtes, nur Umriß, Gränzlinie; der Zwischenraum ist, die nichtsbedeutende schwarze Farbe

aus=

ausgenommen, leer, und die Phantasie kann da hineinmalen, was sie will. Also ist Silhouette

a) Ein gefährlich Feld für den Physiognomen. Es giebt Lücken, die ihm seine Phantasie durch Fehlschlüsse vom Umriß derselben, verführerisch bemalen und überzaubern kann. Das gilt nämlich, so lange er das lebende Original, oder ein gutes Portrait desselben noch nicht gesehen hat.

b) Hat er das gesehen, und sieht nun das Silhouette; so kann ihm des letzteren Accuratesse zu seinem Urtheile gar behülflich seyn, und es berichtigen, indeß seine Phantasie den leeren Raum mit Wahrheit, mit dem Bilde des gesehenen, tiefgefaßten Originals oder Portraits füllt.

c) Bey Anverwandten und Freunden kann es das Bild des lebenden und fernen, oder gestorbenen Geliebten wecken, und vermittelst der dadurch genährten und ausfüllenden Phantasie lebhaft machen.

d) Dem angehenden Zeichner können Silhouette, oder vielmehr Silhouettiren, Accuratesse und Schnelligkeit geben. u. s. f.

Und nun bin ich fertig. Leben Sie wohl, mein Theurer! und verzeihen Sie mir, daß ich Sie mit meinen Silhouettengrillen plagte.

Der arme Greis.

Still und froh, mit munterm Sinn
Floßen fern von Harm und Plage
Meiner Jugend goldne Tage,
Wie ein Wiesenbächlein hin;

Aber weg ist Freudigkeit,
Alles, alles ist doch eitel,
Silber hast mir auf die Scheitel
Finsters Alter, du! gestreut.

Schwächlich bin ich nun, und krank,
Nervenlos sind meine Glieder;
Setz' an jedem Stein mich nieder,
Wo des Alters Last mich zwang.

O wie hüpfte mir so warm
Einst mein Herz mit frohem Schlage:
Schaffte mir am Arbeitstage
Brod mein schweißbetroff'ner Arm! —

Jetzt schleich' ich von Haus zu Haus,
Klopf' an's Fenster mit dem Stabe,
Fleh gebeugt um eine Gabe;
Doch nicht viel reicht man heraus.

Stroh mein Lager, und mein Dach
Ist der Himmel. Keine Freude,
Schmach und Hohn, wohl Spott der Leute
Folgt auf jeden Schritt mir nach.

Guter Gott! wann trocknest Du
Meines Jammers bittre Thränen,
Wann nimmst Du zu deinen Söhnen
Mich in deines Himmels Ruh'?

Guter Gott! auf Dich, auf Dich
Hofft' ich stets! Dein Will' geschehe!
Das ist's, was ich von Dir flehe;
Guter Gott! Du denkst an mich! —

Freundesbund.

B* an J**

Trauter! Deine Hand in meine!
Komm' und setze dich bey mich!
Meine Stirne leg' an deine
Hohe, glühn'de Stirne sich!
Ich an Dir, und Du an mir —
Horch'! ein Liedchen sing' ich Dir!

Wer an Christus glaubt, und Tugend
Uebt, wer's redlich mit mir meynt,
Trauter! der ist meiner Jugend
Wahrer, theurer Herzensfreund.
Handschlag ist, und Mund an Mund
Dann mit ihm mein Freundesbund.

Ist es — nicht stets ohne Fehle —
Wahrheitssinn nur, was er spricht,
Tritt ihm seine schöne Seele
Froh in's off'ne Angesicht,
Handelt er mit Biedersinn —
Unter tausend kennt man ihn!

O wie eilt so froh der warme,
Brave Biedersohn ihm zu,
Sinkt ihm traulich in die Arme:
„Sey mein Freund, Du Lieber Du!„
Und bald schließet Hand in Hand
Trauter Liebe festes Band.

Christus sieht dann seegnend nieder,
Und mit hohem Harfensang
Singen Engel Weihungslieder,
Hören ihres Handschlags Klang,
Freuen sich, und Mund an Mund
Siegeln sie den Freundesbund. —

J**! Diese Thrän', die deinem
Hellen Auge sanft entstürzt,
Und die Thräne, die auch meinem
Auge schwesterlich entstürzt —
Sagt nicht jede Thräne Dir:
Freunde wurden so auch wir?

J** an B.*

Ein Blick, der Christusliebe war,
Ein Biederschlag der off'nen Hand,
Und Bruderliebe, edel wahr,
Das war's, so mich mit dir verband!
Dann kam die liebe Freudenthrän'
In's Auge uns — wie göttlich schön!

Dem Gott getreu, der uns erschuf,
Und seinem heil'gen Wort,
Und Christus treu und dem Beruf —
So fliegen wir zum Ziele fort;
So, Lieber Du! untadelich
Zeig' immer unser Wandel sich!

Dann ist uns immer näher
Der Seraphim geleitend Chor,
Und fromme Gottesseher
Bezeichnen uns die Pfade vor.
So, Lieber Du! untadelich
Zeig' immer unser Wandel sich!

Ich horch' auf deiner Lieder Klang,
Dir traulich an der Seite;
Der Engel hoher Jubelsang
Erwecket Gottesfreude,
Und Stirn' an Stirn', und Mund an Mund
Verewigt sich der Freundesbund.

So wallen wir durch's Leben hin,
Des guten Sinnes uns bewußt,
Mit unverzogner Freudenmin',
Voll sanfter, hoher Himmelslust.
Am Ziel winkt uns die Siegerkron,
Der langgeprüften Treue Lohn.

Gedrücket, Bruder! Hand in Hand,
Und von der Palm' umweht,
Bewandeln wir des Chaos Rand
Bis, wo die letzte Welt sich dreht,
Und mischen unsrer Harfen Klang
Zum Sphärenharmonieensang.

Der Sohn
auf das Grabmaal seines Vaters.

Schlummre im Frieden! Schlummre im Frieden!
Meines Vaters Asche! hier!
Gottes Fluch ruht nicht auf dir!
Schlummre im Frieden! Schlummre im Frieden!
Bis Dich Erde nimmer deckt,
Bis mit Gottesstimme, feyerlich
Mittler Jesus Christus dich
Einst zu neuem Leben weckt.

Schlummre im Frieden! Schlummre im Frieden!
Meines Vaters Asche du!
Seelig ist des Frommen Ruh!
Schlummre im Frieden! Schlummre im Frieden!
Und mit tiefgerührtem Sinn
Seh' der Redliche dein Grabmaal an!
Ja, er seh's, und weine dann
Seegnend eine Thräne hin!!

An ein Paar Kinder.

Kommt, Kinderchen! kommt her!
So eben las
Ich da so was,
Das muß ich euch erzählen.
Kommt, Kinderchen! kommt her!
Das wird euch freu'n recht sehr;
Ich muß es euch erzählen.

Gelt! Kinderchen! ihr wiß't,
Wer Jesus Christ
Gewesen ist?
Der kam auf unsre Erde,
Und war ein Wundermann,
Und so viel hat gethan,
Daß alles seelig werde —

Nun seht! der saß einmal
Beym Volk so da,
Und alles sah
Und horcht' auf Ihn; Er lehrte
Viel hohe Dinge sie,
Die sie gehört noch nie;
Denn Gott war's, der sie lehrte.

Da kamen Aeltern her,
Und führeten,
Gar hold und schön,
Am Arme ihre Kindlein,
Und baten Jesum sehr:
„Du guter Meister und Herr!
„O seegne unsre Kindlein!„

„Stört unsern Meister nicht,
„Und gehet doch
„Und wartet noch!„
So sprachen manche Leute;
Doch Jesus Christus spricht:
„Hindert die Kleinen nicht!
„Ich hab' an ihnen Freude!

„Lieb sind die Kleinen mir!
„Drum ehret sie,
„Und ärgert nie
„Ein's von den lieben Kleinen;
„Denn ihre Engel steh'n
„Vor Gottes Thron und seh'n
„Auf sie, die lieben Meinen!„

Drauf nahm Er sie zu sich,
Und herzte sie,
Und küßte sie,
Und nannte sie die Seinen.
Die Eltern freuten sich
Darob gar inniglich,
Und alles mußte weinen.

Da legt' Er seine Hand
Auf sie, und sprach:
„O folgt mir nach,
„Und werdet niemal Sünder!
„Stets will ich bey euch seyn!
„Bleibt gut und engelrein,
„Bleibt ewig meine Kinder!„

Und der dies sprach, lebt noch,
Und liebt uns noch;
Drum eilt Ihm doch,
Ihr Kinderchen! entgegen,
Und bittet Ihn gar sehr:
„Du guter Meister und Herr!
„O gieb uns deinen Seegen!

Der Kluge, der Gelehrte und der Weise.

Den Mann, der, eh' er denkt, spricht und handelt, über sich, um sich und in sich blickt — den nenn' ich einen Klugen.

Den Mann, der sich theils durch Lekture, theils durch Reisen und Umgang Kenntnisse gesammelt hat, die der große Haufe nicht kennt — den nenn' ich einen Gelehrten.

Den Mann, der alle seine Fähigkeiten und Kenntnisse auf Beförderung seiner und seiner Brüder Glückseligkeit zurücke führt — den nenn' ich einen Weisen.

An H**

Der liebe Gott, der alles lenkt,
Und jede gute Gabe schenkt,
Der hat so gütig in die Hand
Das Büchlein Dein mir zugewandt.

Das dank' ich Ihm recht inniglich,
Und freue seiner Gabe mich.
Hab' Dank auch Du, der's Büchlein schrieb,
Du Ferner Du bist mir so lieb!

So voll und stark, so rein und hell
Entfließet dir der Wahrheit Quell,
Und wer da trinkt, der freuet sich,
Und ist gelabt, und seegnet dich.

Zwar rauscht manch großer Strom daher,
Und wälzt sich stolz, und lärmt gar sehr;
Doch ist nichts dran, und er erfrischt
Mich nicht, und ist mit Koth gemischt.

Drum setz' ich mich an's Bächlein hin,
Und fühle mich in meinem Sinn
Erquickt, und fühl's, daß Jesus Christ
Mit jedem Zug mir näher ist;

Und wenn (davor sey Gott!) wer käm',
Und mir all' meine Bücher nähm,
Und ließe mir zur Wahl nur zwey
Von allen, allen Büchern frey:

Da nähm' ich dann die Bibel mir,
Dazu das kleine Buch von Dir,
Und sagte dann mit heiterm Sinn:
Nimm's denn in Gottes Namen hin!

Freuden einer Sommernacht.

Fragment.

O sprudle, sprudle, liebe Quelle!
Hier, wo ich einsam so seelig bin,
Hier murmle deine Welle
Mit weinendem Gelispel hin.
Freund heiligfroher Lieder!
O blicke, du schöner Mond, hernieder!
Und du, der oft bey stillen Nächten wacht,
Und Himmelswonne geneußt —
O gleiche dieser Sommernacht,
Sey ruhig, still und heiter, mein Geist!
Erhebe froh von niederm Staube
Auf Schwingen der Freude dich,
So wie die unschuldfrohe Taube
Mit Flügelschlag und Einfalt sich
Vom engen Neste hebt,
Und schönern Gefilden entgegen schwebt.
Wie seelig sich bey'm Mondenschein
So einer lieben Nacht zu freu'n!
Du, die du Freundinn stets mir bist,
Wer, sanfte Freude! soll deine Mutter seyn,
Wenn es so eine Nacht nicht ist?

So halb durchwirkt vom Mondenstral,
So kühl und lieblich ist's um mich her,
Als ob's ein schweigend einsam Thal
Im Paradiese wär!
Natur! Natur! bleibst immer,
Im Abenddämmer und Morgenschimmer,
Und wenn der lichte Mittag glüht,
Und wenn die Nacht sich um den Himmel zieht,
Bleibst immer für und für
Dir selbst gleich, Dir, nur Dir!
Scheinst bald in Negligé zu seyn,
Und hüllst in Flor der Nacht dich ein,
Als wolltest du deine arbeitende Hände decken,
Und deine Reize uns verstecken,
Da dein Gewand nicht Sonnenlicht ist;
Und bist doch immer, was du bist,
In Negligé und nächtlichem Flor
Natur, die Vater Gott erkohr,
In jedem Gewande wie himmlisch schön,
Wie liebelich stets anzusehn!
Halb sichtbar nur
Ist mir jetzt Hain und Feld und Flur;
Und doch — wer ist, der's schöner wünschen kann?
Es sagt mir Hain und Feld und Flur:
Mit Fleiß hat's Mutter Natur gethan!

Traun! würde jener Hain
Wohl so romantisch seyn,
Wenn nicht so halb der Mond ihn bestralte,
Nicht halb ihn schwarz und dunkel ließ',
Und halb mit blassem Silber malte? —
Es ist, als ob die gute Mutter schliefe,
So schweigt sie nun; doch selbst dies tiefe
Verstummen rings um mich —
Wie heilig ist's, wie feyerlich!
Nur schlägt hie oder da eine Grille
Die Flügelchen zusamm, und zirpt ihr Lied
Hin in die horchende Stille:
Indeß der Mond hernieder sieht,
Und dort im Bach der tanzenden Quelle,
Wo sie den Weeg durch Wiesen nimmt,
So schön und silberhelle
Sein ruhigspiegelnd Antlitz schwimmt.
Es wiegen ja so seufzerlich
Die kühlen, duftigen Lüfte um mich,
Hier auf der Tanne und im Gebüsch,
Und auf der moosigten Eiche sich;
Und alles schleicht so sanft sich in die Seele mir ein,
Und heißt mich so süßetraurig seyn.
Doch sieh! was ist's, was dort von jenen Höhen,
Wo im harmonischen Tanz sich Welten drehen,

Ha! schöner, als Luna blinkt,
Und lächelnd jetzt zu mir niedersinkt?
Wie majestätisch läßt es sich
Herab, wie hehr und feyerlich!
Und eine Krone knüpft ihm die wehn'de Locke,
Es schimmert das wallende, weiße Gewand,
So wie des Winters reine Flocke,
Zur Sonne hingewandt — —

Ein Brief an **

Wie lange ist's wohl nun schon, seit ich die letzte Sylbe an Sie schrieb? und wie lange, seit ich harre und warte, und doch kein Wort, kein Zeilchen der Liebe von Ihnen herüberwarten kann? — So eben schlägt's Eilfe Nachts! — 's ist so ruhig und stille alles um mich her! Ich bin noch gar nicht schläfrig, und sitze nun so da, und schreibe Ihnen mein Herze hin. Schlummern Sie wohl nun schon den Schlummer der Frommen, oder wachen Sie noch in der Stunde der Andacht bey einem Buche, das für so seltne Seelen geschrieben ist? O**! Es muß ein festlicher, rührender Anblick seyn, wenn manchmal alles um Sie schon schläft, und Sie im einsamen, schweigenden Zimmerchen mit gen Himmel gewendetem Blicke so dasitzen, und sich in Gedanken an das, was drüben ist, verliehren. Ich möchte an Ihrer Seite steh'n, und mich satt über Sie freuen können. Aber Gott sieht Sie, und Engel des Himmels werden um Sie herumschweben, und sich einander zuflüstern: „Sie naht, die „edle, theure Seele! Bald ist sie ganz in unsrer „Umarmung!„ —

Ich lustwandelte heute rings um die Stadt. Der Tag war recht lieblich, und einsam schlich ich

meinen Weeg im Sonnenglanze fort über Thal und Hügel, über Fluren und Wiesen. * *! jetzt, da die Natur wieder anfängt aufzuleben, da der Himmel wieder heiter und blau, und die Erde grün wird, da so manches Bäumchen, das kahl und verlassen stand, wieder aufblüht, alles auflebt, und sanftere Luft athmet — jetzt wollen wir uns des Schöpfers aller Dinge recht nach Herzenslust freuen, uns aufheitern, so viel wir können, und am Bande der Freundschaft froh und zufrieden fortwandeln. Oft wünschte ich, daß ich nun alle meine Lieben um mich her versammeln, und so in ihrer Mitte mich Gottes und ihrer freuen könnte. Nun fiel mir Ihr letztes Briefchen und die Bitte in selbem ein. Ich setzte mich auf einer Anhöhe, sah umher, und schrieb folgendes an Sie in meine Schreibtafel:

Ich soll Ihnen was von Gott sagen? Wie edel! Möcht' ich Sprache und Gotteskenntniß genug haben, Ihrem Verlangen Genüge thun zu können! — Ja, * *! Da haben Sie wohl Recht, kein Wort sprechen wir öfter aus, als das Wort: Gott — und wie kalt und gleichgültig sind wir nicht meistens dabey! wie wenig denken und fühlen wir das, was unsre Lippe spricht! Ach! dächten und fühlten wir's; so würden wir nicht so gleichgültig dabey seyn, ho-

hes

hes Himmelsgefühl würde uns durchdringen, und unser Haupt würde sich mit tiefer Ehrfurcht zur Anbetung hinneigen; wir würden in dem Augenblicke, da wir dies Wort sprächen, eine fromme Thräne über unsre Vergehungen weinen, und mit Bruderliebe auf unsre Feinde und Verfolger blicken. Aber wenn der Gedanke an Gott auf uns diesen hohen, beseeligenden Eindruck machen soll; müssen wir Gott erst kennen lernen, und um Ihn kennen zu lernen, muß es uns Herzensdrang seyn, Ihn überall, bey der kleinsten Pflanze, auf der der Thautropfe klebt, wie bey den größesten, ungewöhnlichsten Naturerscheinungen, aufzusuchen, unsre Begriffe von Ihm immer höher, reiner, und unser Herz für Ihn immer wärmer, interessirter, liebevoller zu machen.

Wenn ich im Glanze der Morgensonne auf Gottes Erdboden so dasaß, oder in der Stille der Mitternacht zum gestirnten Himmel aufblickte, oder sich mein Auge am kleinen Grashälmchen weidete — da that ich oft schon die große Frage: **O du Weesen der Weesen! Gott! was bist du?** — Ich dachte, fühlte Gott, wie Ihn Sterbliche denken und fühlen; aber ich hatte nicht Sprache für meine Gedanken. O möcht' ich sie Ihnen entwickeln, Ihre Begriffe von Gott immer erhabener,

Ihr Herz für Ihn immer wärmer machen können!
Ich weis es, daß Sie Ihn kennen und herzlich lieben; aber man kennt und liebt Ihn immer mehr, je mehr man sich mit Gedanken an Ihn unterhält.

Ich will Ihnen hier eine Wahrheit sagen, die uns die ganze Natur laut zuruft, die man tausendmal sagt und hört, und nie sagen und hören genug kann — **Es ist ein Gott!!** Wer kann sich selbst und die ganze Schöpfung ansehen, ohne mit tiefer Empfindung des Daseyns eines Gottes zu rufen:

„Der Himmel erzählt Gottes Ruhm,
„Die Sternenhöhe verkündet seine Werke;
„Ein Tag ruft es dem andern zu,
„Eine Nacht thut's kund der andern! —

Wer ist's, der sich in Licht hüllt,
Wie in ein Gewand?
Der den Himmel ausspannte,
Wie ein Gezelt?
Der die Erde auf ihren Säulen gründete,
Daß sie ewig nicht wanke? —

O **! Gott ist! Wir sind! Wir sind durch Ihn, sind Menschen! können seine Werke sehen, und uns Seiner, und unsrer Mitgeschaff'nen freuen! — Lassen Sie das immer Ihren

Lieb=

Lieblingsgedanken in der Stunde des Leidens, wie in der Stunde der Freude; in der Stunde der heranstürmenden Leidenschaft, wie in der ruhigen, guten Stunde seyn. Es wird Ihnen wohl bekommen.

Mir ist jetzt, da ich Ihnen dies schreibe, so innig wohl, ich habe Sie und alle Menschen so herzlich lieb, daß ich meine Freude nicht um alle Freuden der Erde vertauschen wollte.

So weit in meiner Schreibtafel. Aber — mein Licht zückt! ich muß abbrechen. Gute Nacht! gute Nacht!

An meine Seele.

O du in diesem Schädel — Seele! so oft genannt,
Und doch so unbegreiflich! Seele! wo kamst du her?
Was bist du? wie wirkst du in der sterblichen Hülle,
Die mein Ich mir begränzt?

Du fühlst und denkst, und du selbst sagst es dir, daß du sey'st,
Und fühlen könn'st, und denken; wie du sey'st, kannst du dir
Nicht sagen, und staunest den Gedanken an, wie den
Abgrund hüllender Nacht!

Du willst — und deiner Hülle jegliche Fieber wird
Empfindung, Leben! Wie des Saitenspiels voller Klang
Tönt, denkst du, aller Fiebern williges Spiel dir,
Und du horchest, und fühlst,

Und schwebst jetzt über Erd' und Himmel weg,
suchest was,
Wie deine Heimath oben; aber der Erde Last
Zieht bald dich zurücke, und du blickst zu den
Sternen,
Wie zum Vaterland auf.

Einst reissest du dich los vom Ziehen der Erdelast,
Und eilest freyern Flug's den winkenden Sternen zu,
Wo Licht dann die Nacht wird, und wo du
das Geheimniß
Deines Seyns dann entfalt'st.

Ha! freu' dich, freu' dich, Seele! deiner Unsterb-
lichkeit! —
Wie hehr der Mond da oben wallet am Himmel
hin! —
Doch unter dir wird er wallen, wenn nun,
o Seele!
Du zu Gott hinauf schwebst. —

Ein Lied,

zu singen von Oettings Bürgerschaft am Tage hoher Vermählung und Regierungsantritts des Vaters meines Vaterlands.

1783.

Chor einiger Bürger.

Hebt an, hebt an mit Sing und Sang,
Mit Blasgelärm und Paukenklang,
Und jubelt Freudenlieder drein!
Der Tag ist hoch vor allen Tagen,
Und unsre Nachbarn sollen sagen:
Horch! wie sich Oettings Bürger freu'n!

Drum schüttle seines Bruders Hand,
Wer's biedergut mit Vaterland
Und unserm Fürsten meynt!
Ein Schurke, der's nicht thut! blickt, Brüder!
Auf Schurken mit Verachtung nieder,
Und jubelt hoch, mit uns vereint!

Alle.

Alle.

Schande Schurken, frohe Tage
Dem, der unsern Fürsten liebt!
Jubel, voller Jubel dem Tage,
Der uns Fürst und Fürstinn giebt!

Lieber Gott im Himmel droben,
Der den frohen Tag uns gab!
Könnten wir genüglich Dich loben,
Sah'st so gut auf uns herab!

Wandle unter Gottes Seegen,
Fürst! Fürst! unser Vater Du!
Wandle Deinem Throne entgegen,
Sey uns Vater immerzu.

Schwebe unter Gottes Seegen,
Beßte, beßte Fürstinn Du;
Unsers Vaters Seite entgegen,
Sey uns Mutter immerzu!

Chor.

Chor.

Ha! recht so, recht so! liebe Brüder!
Es blick' erhörend auf uns nieder
Der Gott, der Fürst und Bürger lenkt!
Doch schwört denn nun auch, Blut und Leben
Für Fürst und Vaterland zu geben —
Es schwöre hoch, wer bieder denkt!

Alle.

Wir schwören hoch! ja Blut und Leben —
Bey Gott! bey Gott! wir wollen's geben
Für Fürst und unser Vaterland!
Und wollen fast auf Treue stehen,
Und willig unsre Weege gehen,
Vereinet durch der Eintracht Band.

Verachtet, wer dies Band zertrennet!
Sein Name werde nie genennet,
Wenn man von Oettings Bürgern spricht.
So rufen wir denn: Amen! Amen!
Mit Einer Stimme allzusammen —
Verachtet, wer den Bund zerbricht!

Chor.

Lärmt drein, lärmt drein mit Sing und Sang,
Mit Blasgelärm und Paukenklang,
Und jubelt allzusamm darein!
Und Fürst und Fürstinn sollen's hören,
Wie froh wir Ihnen Treue schwören,
Und sollen Ihres Volks sich freu'n!

Alle.

Ja, Sie hören's, und Sie wollen
Vater uns, und Mutter seyn,
Und wir allzusammen sollen
Ihre, Ihre Kinder seyn!

Ueber die Naturlehre.

Diejenige Wissenschaft, die uns die mannigfaltigen Produkte der Natur kennen lehrt, ohne tiefer in das Weesen der Dinge einzudringen, ohne auch den geheimen Ursachen der Wirkungen und Erscheinungen, die wir wahrnehmen, nachzuforschen — heißt **Naturgeschichte.** Sie liefert nur Data, und überläßt das tiefere Nachforschen über dieselbe ihrer Schwester der **Naturlehre**, die über das, was die Naturgeschichte geliefert hat, nachdenkt, und da jene blos sagt: So ist es! auch die Frage: warum es so sey? zu beantworten sucht. So sieht man nun von selbst, daß die Naturgeschichte das sine quo non der Naturlehre sey, und derselben stets Materialien zur Untersuchung, und bey und während der Untersuchung liefern müsse. Die Naturgeschichte ist der Grundtext, die Naturlehre der Commentar darüber. —

Aber was ist denn nun alles Gegenstand der Naturgeschichte, und folglich, nur in anderer Absicht, der Naturlehre? was versteht man hier unter dem großen Worte **Natur**? Gott hat ein großes Haus gebaut, das wir Erde nennen, hat dies Haus umgeben mit dem, was wir Himmel nennen, und daran die tausendmal tausend Lichter flammen, und

hat

hat dies Haus mit unzählbar vielen lebenden und leblosen, vernünftigen und unvernünftigen Geschöpfen gefüllet; Eine würdige, angemessene, herrliche Wohnung für den mit Vernunft begabten Menschen. Alles nun, was die Geisterwelt und Körperwelt in sich faßt, heißt hier Natur; und in so ferne sie als ein Gegenstand der Geschichte betrachtet wird, in so ferne begreift sie in sich alles Herfürgebrachte, alle Wirkungen, die uns tägliche, tausendfältige Erfahrung kennen lehrt; in so ferne sie aber ein Gegenstand des tiefern Nachdenkens, der Naturlehre ist, begreift das Wort Natur in sich den hinlänglichen Grund der Wirkungen, die wir wahrnehmen, die sichtbaren und unsichtbaren, geheimen Ursachen des Herfürgebrachten, den Gang und die Zerschiedenheit derselben. Alles also, was über uns, um uns, und in uns ist, das Unsichtbare, Pnevmatische, wie das Sichtbare Körperliche, die Geschichte der menschlichen Leidenschaften, und der Thierseele sowohl, als die Geschichte der Pflanze ist eigentlich der Gegenstand der Naturgeschichte, so wie alles über uns, um uns, und in uns, was sich untersuchen, aufdecken, erklären läßt, Grund und Gang der menschlichen Leidenschaften, und das Tieferliegende der Thierseele, das uns die Geschichte allein nicht giebt, sowohl, als die Ursache des Entstehens

und

und Wachsthumes der Pflanze — eigentlich Gegenstand der Naturlehre ist.

Aber da haben die Philosophen wieder einen Hieb durch das Band gemacht, und diejenigen, die sich Physiker oder Naturlehrer nennen, gehen die Pnevmatologie oder Geisterlehre vorüber, und beschäfftigen sich als mit dem ihnen eigenen Gegenstande, blos mit der Körperwelt. Es ist also nach der nun schon getroffenen Einrichtung die Natur, blos in so ferne sie die Körperwelt, und die Ursachen, oder die hinlänglichen Gründe der Wirkungen in derselben, in sich faßt, Gegenstand der Naturgeschichte und Naturlehre, und es ist auch schon da Arbeit genug für den, der blos den Grundtext schreibt, und den, der den Commentar darüber machen will. Die ältern Physiker waren meistens Geschichtschreiber der Natur, und Naturlehrer zugleich, sie erzählten die Data der Naturgeschichte, und machten zugleich ihre Anmerkungen über das Wie? und Warum? derselben. Ein Werk dieser Art, das so lange gedacht und geschrieben wird werden, sein großes Verdienst haben wird, und davon Erasmus Roterod. sagt: „Non opus est, sed thesaurus, sed vere mundus rerum omnium cognitu dignarum — ist jenes des ältern Plinius (*). Die meisten Neuern über-

(*) C. Plinii secundi Historia Mundi.

überlassen jenes erste Geschäfft ganz der Naturgeschichte, sind blos Naturlehrer, und setzen jene also schon voraus. Man sieht wohl von selbst, wie viele Untereintheilungen von Wissenschaften die Naturlehre in sich fasse.

So weitschichtig, oder vielmehr unübersehbar nun diese Wissenschaft immer ist, so groß ist auch der Nutze, den sie, wenn sie so praktisch, als sie es werden kann, gelehrt und angewandt wird, für die ganze Menschheit hat. Die für das menschliche Geschlecht so unentbehrliche Arzneywissenschaft, Oekonomie, Mechanik u. s. f. beruht am Ende ganz auf der Naturlehre. Was wäre der Arzt und der Oekonom ohne Botanik? was wäre besonders der Arzt ohne Chemie, Physiologie u. s. f.? wie viele nützliche Erfindungen haben wir nicht der Mechanik zu danken! was kann manchen studirenden Jüngling mehr aufmuntern, für seine Gesundheit zu sorgen, als die Kenntniß der innern Beschaffenheit seines Körpers, Physiologie? — Der Landmann geht, in Absicht auf Oekonomie, den Weeg fort, auf dem sein Großvater vor ihm gegangen ist, ohne sich um tiefere philosophische Kenntniß derselben zu bekümmern, und bey ihm ist blos Erfahrung und Erwartung ähnlicher Fälle die Führerinn. Sobald aber die Natur aufhört mit ihm den Weeg zu gehen, den sie mit seinem Großvater gieng, bey jedem unerwarteten, außerordentlichen Falle ist er Rathlos, weil er das innere Weesen der Dinge nicht kennt, wie der philoso-

losophische Oekonom, der eben dadurch dem Unfalle zu steuren, und das Gute zu fördern weis, weil er der Natur ihren Gang nachgeht, und in das Verborgene sieht, darinn ihre Hände arbeiten, und dahin das Auge des Unphilosophischen nicht reichet. So auch bey außerordentlichen Naturerscheinungen, die den Pöbel mit Furcht und Schrecken füllen, weil er sie als ausgemachte Vorbedeutungen nahender Unglücksfälle ansieht, und die uns die Naturlehre als ganz natürliche Wirkungen kennen lehrt, und uns dadurch vor Betrug, Einbildung und panischer Furcht sichert. Der große Plinius der ältere selbst war von solchen Einbildungen nicht frey, wie man es fast in jedem seiner Bücher sieht.

Uebrigens hat auch dieser an und für sich so nützliche Theil der Philosophie bald das Schicksal fast aller übrigen erfahren müssen — daß man nämlich gar ofte, statt sie praktisch und anwendbar zu machen, sich in spitzfindige, hochstudirte Grübeleyen einließ, dadurch man im Grunde weder sich, noch andern nützt. Wir haben aber auch, Gott sey Dank! Männer, die als Gelehrte mehr auf ihr und ihrer Brüder Wohl sehen.

Von

Von der Erfahrung durch die Sinne.

Der Mensch ist ein organisirtes Weesen, d. h. die Seele des Menschen wohnt in einem Körper, der mit Werkzeugen versehen ist, die wir Sinne nennen, und vermittelst welcher die Seele Ideen von Dingen empfängt, die außer ihr, und als Theile des großen Ganzen, das wir Körperwelt nennen, existiren. Es ist ein herrlich Ding um unsre Organisation, und ein großer Gedanke, wenn man sich fürstellt, wie das edle denkende Weesen, das wir unsre Seele nennen, im Körper thront und herrschet, und unsre Sinne um sie hergelagert sind, wie Boten, die ihr Nachricht von dem bringen, was außer ihr ist und vorgeht. Wir öffnen unser Auge, und sehen den Freund, der vor uns steht; unser Ohr, und hören seine Stimme u. s. f. Sobald wir unser Aug schließen, sehen wir nicht; wenn wir unser Ohr verstopfen, hören wir nicht. Es sind also offenbar Aug und Ohr, und überhaupt alle Organe unsers Körpers Werkzeuge, durch derer Hülfe wir unser sinnliches Erkenntniß erlangen. Der erste Eindruck von außen muß also auf die äußern Theile dieser Werkzeuge geschehen, und sich sodann bis zur Seele fortpflanzen, wenn in ihr ein Bild, eine Idee des Dinges außer ihr entstehen soll. Die Zergliedrungskunst giebt uns hierüber Licht.

Sie sagt uns, daß im Gehirnmark viele feine Fäserchen in einen Punkt zusammlaufen, die durch verschiedene Theile des menschlichen Körpers verbreitet, sich dort sammeln; daß um das Auge und Ohr und den Gaumen u. s. f. Nerven und Fiebern herumgelagert seyen, die ununterbrochen durch verschiedene Wendungen und Verschlingungen bis zum Gehirnmark fortlaufen, immer mehr und mehr fein und subtil werden, und sich endlich in dem Einen Punkte verlieren. Einige dieser Fiebern und Nerven reichen nur bis an den Gaumen, oder das Auge, oder Ohr, oder Nase, andere seyen durch den ganzen Körper verbreitet. Der Eindruck von außen geschieht also zuerst auf die äußern Theile, und pflanzt sich, vermittelst der Fiebern und Nerven, bis zu jenem Punkte, vermuthlich dem Sitze der Seele fort.

Man unterscheidet bekanntermaßen fünf Sinne. Ihre Namen sind bekannt. Gesicht und Gehör sind die edlen, feinern: Geruch, Geschmack und Gefühl die gröbern. „Daß wir von keinem äußer„lichen Dinge eine Vorstellung erhalten, sagt „Home (*), als bis es auf das sinnliche Werkzeug „einen Eindruck gemacht hat, ist eine Bemerkung, „die sich bey jedem unsrer äußern Sinne machen „läßt.

(*) Grundsätze der Kritik.

„läßt. Aber in der Art und Weise, wie wir diesen „Eindruck gewahr werden, ist ein Unterschied: bey'm „Geschmack, Geruch und Gefühl werden wir den „Eindruck sinnlich gewahr, den ein Stein auf die „Hand, eine Aprikose auf den Gaumen, eine Rose „auf unsre Nase macht; bey'm Gesicht und Gehör „hingegen ist es ganz anders. Ich empfinde nicht, „daß mein Auge von etwas berührt wird, wenn ich „einen Baum sehe: noch daß mein Ohr von et- „was berührt wird, wenn ich einen Gesang höre. „So unterschieden durch diesen Umstand das Hö- „ren und Sehen von den übrigen Sinnen ist, in „Absicht der Art, die Dinge wahrzunehmen, so un- „terscheidet sich doch beydes durch eben diesen Um- „stand mehr noch in der Art der Empfindungen, „die es hervorbringt. Jede Empfindung, ergö- „tzende oder verdrüßliche, hat ihren Sitz in der „Seele, und dem ungeachtet sind wir bey'm Schme- „cken, Fühlen und Riechen, weil wir da die Be- „rührung des sinnlichen Werkzeuges merken, ge- „zwungen, die durch diese Berührung erregte, er- „götzende oder verdrüßliche Empfindung in den „Werkzeugen selbst anzunehmen. Aber da wir „beym Sehen und Hören uns der sinnlichen Berüh- „rung nicht bewußt sind, so verleitet uns nichts, „den ergötzenden oder verdrüßlichen Empfindungen, „die von dieser Berührung entstehen, eine falsche

„Stelle anzuweisen. Wir setzen sie also natürlich „dahin, wo sie wirklich befindlich ist, in die Seele. „Aus diesem Grunde stellen wir sie uns feiner und „geistiger vor, als diejenigen, die aus dem Geschma„cke, dem Fühlen und dem Geruche entspringen. „Denn da die letzten Empfindungen ihren Sitz äu„ßerlich in dem sinnlichen Werkzeuge zu haben schei„nen; so stellen wir uns deßwegen vor, daß sie blos „körperlich sind.„

Wir wollen nun nach diesen vorläufigen Bemerkungen kurz untersuchen, was uns jeder Sinn insbesondre lehre, d. h. welche Erfahrung wir vermittelst jedes besondern Sinnes erhalten können. Ich füge am Ende noch einige Regeln vom guten zweckmäßigen Gebrauche der Sinne bey.

Unsre Organisation ist so eingerichtet, daß nur gewisse Dinge aus der Körperwelt auf gewisse sinnliche Werkzeuge eine fühlbare Wirkung machen können. Die Fiebern und Nerven der sinnlichen Werkzeuge sind nicht alle gleich reizbar, und bey diesem Sinne gröber, bey jenem subtiler, und haben also, um fühlbar gereizt zu werden, bald sanftere, bald stärkere Wirkungen von außen nöthig. Das Licht fällt eben sowohl auf unserm Ohr, als auf unserm Auge auf, und doch wirkt es nur durch's Auge auf uns, weil dieser feine Körper, das Licht, den feinen,

nen, reizbaren Nerven des Auges angemessen, für die gröbern Nerven des Ohrs aber schon zu fein ist, als daß er auch auf dasselbe eine fühlbare Wirkung machen könnte. Daraus erhellet auch, warum wir das Licht sehen, und überhaupt nicht fühlen. Das Medium, dadurch die Wirkung auf das Auge gemacht wird, ist der feine, ätherische Strom, der von höhern Welten kömmt, und durch unsre Atmosphäre sich ausbreitet, und den wir Licht nennen. Sobald wir diesen ätherischen Strom hindern, sich um uns her zu verbreiten, sobald wir finster um uns machen; so ist unser Auge, wenn wir es auch offen halten, wie geschlossen, und wir sehen nichts von dem, was um uns ist. Vermittelst des Gesichtes lernen wir blos Lichtflächen kennen, die über die festen, groben Körper verbreitet sind, und je nachdem die Stralen auffallen und gebrochen werden, sich in verschiedenen Lagen und Farben zeigen. Das Papier, das vor mir liegt, und darauf ich schreibe, ist blos ein Gegenstand des Gefühls, in so fern man es als einen gröbern und greifbaren Körper betrachtet; und es bleibt ein Gegenstand des Gefühls, wenn ich auch die Vorhänge vor die Fenster ziehe, und finster im Zimmer mache. Hingegen nur die über das Papier verbreitete Lichtfläche ist ein Gegenstand des Gesichtes, und das Gesicht hat kein Geschäfft mehr bey dem Papiere, sobald

die Vorhänge vorgezogen sind, und die Lichtfläche verschwindet, obwohl der solide Körper, oder vielmehr eigentlich das Papier auch in dem Falle bleibt und sich fühlen läßt. Daher ist es eine falsche Meynung, wenn man glaubt, daß wir durch das Gesicht auch die Dicke und Form der Körper kennen lernen. Ich werde hievon noch ein Wort unten bey'm Gefühle sagen. —

So wie das Auge das Licht, so hat das Ohr die Luft, die uns ringsum umfließet, zum Medium, dadurch die erste Wirkung von außen auf dasselbe sinnliche Werkzeug geschieht, und die Schwingungen und Bebungen der Luft, die wir Schall, Klang, Ton u. s. f. nennen, sind Gegenstände des Gehörs; so erhält unsre Seele die Idee des einfachen Geläutes einer fernen Dorfglocke, und die einer harmonischen Simphonie, wo wir mehrere Töne auf Einmal zu vernehmen glauben, weil die vielfachen Schwingungen und Bebungen der Luft da zu schnell aufeinander folgen, als daß wir nicht glauben sollten, sie geschehen auf einmal. Sie sind übrigens harmonisch, wenn die schnellen Bebungen der Luft in so geordneten Abständen der Zerschiedenheit der Töne aufeinander folgen, daß sie einen angenehmen Eindruck auf uns machen; unharmonisch, wenn das Gegentheil geschieht. Alles nun, was eine für unser

unser Ohr fühlbare Veränderung oder Bebung in der Luft macht, ist ein Gegenstand des Gehörs. Welche unzählbare historische Kenntnisse, wie viele hohe entzückende Freuden haben wir dem Gesicht und Gehör, oder vielmehr dem, der das Auge gebildet und das Ohr gestaltet hat, zu verdanken! So auch bey'm Geruche. Doch ist dieser Sinn, wie wir oben in der Stelle aus Home's Grundsätzen der Kritik sahen, schon gröber körperlicher, und wenn ich so sagen darf, ungeistiger, als die zween, davon wir so eben gesprochen haben, nämlich die feinern Sinne des Gesichtes und Gehörs. Die kleinen Theilchen, die von gewissen Körpern der Luft, und durch diese unsrer Nase mitgetheilt werden, und die wir Gerüche (odores) nennen, sind überaus mannigfaltig, und vom Geruche, den eine Rose von sich giebt, angefangen, bis auf jenen eines stehenden, faulen Wassers — welche Stufen und Grade, und Abwechselungen! Auch die Gegenstände, die der Sinn des Geruchs hat, sind wie jene des Auges und Ohres, jetzt kaum spürbar wirkend, jetzt angenehm, jetzt unangenehm, jetzt heftiger, und ihre Gattungen und Verschiedenheiten sind unzählbar. Nahe an den Sinn des Geruches gränzt jener des Geschmacks. Verschiedene Körper, dahin ich hauptsächlich diejenigen rechne, die wir Speise und Getränke nennen, und die uns zur Sättigung des Hungers und Dur-

stes, und folglich zur Erhaltung unsers Lebens dienen müssen, machen, wenn wir sie in den Mund nehmen, verschiedenen Eindruck auf die kleinen Nervenwärzchen, die über die Zunge und den Gaumen verbreitet sind, und das Organon, vermittelst dessen wir diese eben erwähnten, gleichfalls unendlich mannigfaltige Eindrücke erfahren, heißt der Sinn des Geschmacks. — So wie die Nerven der Sinne, von denen wir bisher geredet haben, nur auf einen besondern Theil des menschlichen Körpers, wo nämlich das sinnliche Werkzeug ist, hinlaufen; so sind hingegen einige durch den ganzen Körper, vom Scheitel bis zur Ferse hinab, verbreitet; daher derjenige Sinn, den wir Gefühl nennen: und eben daher kömmt es, daß wir an unsrem ganzen Körper, versteht sich, Haare, Knochen und Nägel, die nervenlos sind, ausgenommen, fühlen können. Vermittelst des Gefühls, empfinden wir jeden schmerzenden oder angenehmen Eindruck, den ein Körper auf eines unsrer Gliedmaaßen macht, Schlag, Stoß, Reiben u.s.f. Nur vermittelst des Gefühls lernen wir, wie ich oben schon, da ich vom Gesichte sprach, anmerkte, das Solide der Körper, ihre Dicke, Länge, Breite, Härte, Lindigkeit u.s.f. und ihre Entfernung oder Nähe kennen. Wir halten als kleine Kinder alle soliden Körper, die Dicke und Breite haben, für Flächen, und greifen nach dem Monde, als ob er vor uns da

wäre, und wir ihn erreichen könnten. Erst wenn wir tausendmal getappt und gegriffen, und so das, was wir für nahe hielten, als ferne, das wir für eine Fläche gehalten, als ein hartes oder weiches, mehr oder weniger dickes Solidum durchs Gefühl erfahren haben, erst dann lernen wir diese Eigenschaften der Körper kennen. Das vergessen wir aber, und schreiben das, was wir eigentlich dem Gefühle zu danken haben, dem Gesichte zu. Es verdient hier noch angemerkt zu werden, daß die Ideen, die wir durch das Gefühl, und besonders auch jene, die wir durch den Geruch und Geschmack bekommen, viel weniger haftend in unsrer Seele sind, daß sie die Phantasie viel weniger zurück imaginiren kann, als jene, die wir durch das Gesicht und Gehör erhalten, obwohl es auch bey'm Gehöre schon hart hält. Eine Folge der verschiednen Grade, in denen sich unsre Sinne mehr oder weniger dem Geistigen nähern.

Aus alle dem, was wir bisher von den Sinnen gesagt haben, und davon wir ja, wenn man es auch nicht sagen würde, das meiste täglich erfahren, läßt sich nun leicht einsehen, wie unzählbar viele historische Kenntnisse wir vermittelst der Erfahrung durch die Sinne erlangen. Alle Kräfte und Fähigkeiten unsrer Seele blieben ohne Erfahrung durch die Sinne unentwickelt, unaufgeweckt. Sie würde existiren, ohne zu leben, d. i. ohne wirklich thätig zu seyn.

Alle unser Denken und Empfinden beruht am Ende auf den Ideen, auf den ersten, historischen Kenntnissen, die wir durch die Sinne erlangt haben, und da ist des Lernens, und der immer neuen Kenntnisse kein Ende. Aber je besser wir uns dieser unser Sinne zu gebrauchen wissen, um so ausgebreiteter, lichter werden unsre Kenntnisse, die wir durch sie erlangen. So sollte man sich's vor allem andern zur Regel machen, bey jedem vorkommenden Gegenstande von dem wir auch nur eine blos historische Kenntniß erlangen wollen, nur immer den Sinn anzuwenden, der eigentlich für diesen Gegenstand bestimmt ist, und die übrigen, so viel möglich, in Ruhe zu setzen. Urtheile von der Härte und Festigkeit, oder Weichheit eines Körpers nicht nach dem Gesichte, sondern nach dem Gefühle, und sey, wenn du von einer Musik urtheilen willst, ganz Ohr, und wenn du Farben unterscheiden willst, ganz Auge. Man glaubt nicht, wie viel ein Sinn, allein angewandt, allein herrschend erreichen kann. Die Boten kommen meistens alle zugleich, und bringen der Seele Nachricht von außen; aber es ist das Thun eines großen Geistes, jetzt nur dem und dem Boten, jetzt nur dem Gesicht oder Gefühle Gehör zu geben, als ob ein einziger Bote käme, da ihrer doch fünfe sind. Ein einziges Beyspiel! Wir wollen setzen, eine Gesellschaft verschiedener Personen höre einem Conzerte zu. Eine dieser

Per=

Personen ist fast in alle ihre fünf Sinne vertheilt, streichelt den Balg ihres Schooshündchens, käu't Confekturen im Munde, und betrachtet die Stellungen der Musiker, indeß sie dem Conzerte zuhört. Eine andre steht da, macht sich, so viel möglich, von allen hindernden Zwischenideen anderer Sinne los, kümmert sich um die Stellungen der Musiker nichts, und beachtet blos den Ton und Harmonie des Conzertes, ist, wie ich vorhin mich ausdrückte, jetzt ganz Ohr für dasselbe. Welche dieser zwo Personen wird zweckmäßiger verfahren, und zur Beurtheilung des Conzerts geschickter seyn?

Nun kömmt aber oft der Fall, daß sich an Einem Gegenstande mehrere verschiedene Merkmaale durch mehrere, verschiedene Sinne wahrnehmen lassen, und wird hier also unsre Kenntniß dieses Gegenstandes deutlicher, ausgebreiteter, wenn wir alle diese zu seinen verschiedenen Merkmaalen gehörigen Sinne anwenden. So läßt sich oft an einem einzigen Körper Geruch und Farbe, Härte, Geschmack unterscheiden. — Es giebt, wie ich vorhin gesagt habe, Medien, vermittelst derer das Objekt von außen auf unsre Sinne wirkt. Wenn nun bey einem Objekte nicht jedes von ihnen einzeln seine Dienste thut, und uns also jedes aus ihnen Einen und eben denselben Gegenstand zugleich zeigt; so muß jedes nach

seiner

seiner Natur uns denselben zeigen, und wir können folglich leicht in einen Irrthum gerathen. Wenn ich nach jenem bekannten Beyspiele, einen Stab sehe, der halb im Wasser steckt; so wird mir sich der Stab so zeigen, daß ich, wenn ich nicht durch Erfahrung vom Gegentheile überzeugt wäre, glauben würde, er sey abgebrochen. Woher dies? Es sind zwey Medien, durch die das Objekt auf mein Auge wirkt, und die Lichtstralen brechen sich gegen meinem Auge zu anders in der Luft, und anders in dem Wasser. Auch da fällt mithin unsere Erfahrung, je nachdem wir uns in diesen Fällen zu sichern wissen, verschieden aus. —

Auch an Einem Gegenstande, und in so fern er nur als Gegenstand Eines Sinnes betrachtet wird, lassen sich mehrere Merkmaale unterscheiden, und je mehrere derselben wir an ihm unterscheiden, um so ausgebreiteter und deutlicher wird unsre historische Kenntniß desselben u. s. f.

Man sieht, welche zahllose Kenntnisse wir durch die Sinne, und besonders, wenn man sie auch gut zu gebrauchen weis, erlangen.

An K**

Weilest, würdiger Greis! weilest du noch bey uns?
Lange, lange weht schon über den Sternen dir
Deine Palme, und winket dir
Hinüber zu den Unsterblichen!

Möcht' es, eh du hineilst, wo dir die Palme weht,
Mir noch werden, o Greis! eine der Locken dir,
Die das Alter besilbert hat,
Zu küssen, und auf die Locke dir

Eine Thräne des Danks, heiß, wie der Wange sie
Schön und glühend entstürzt, weinend zu seegnen dich,
Daß so ofte zum Himmel hin
Mich deines Saitenspiels Lied erhob,

Und ich Thränen im Aug' starrt' in die Zukunft hin,
Und mich fühlte im Kreis hoher Unsterblichen,
Fühlte Gottes Allgegenwart,
Als riefe tief in die Seele mir

Unser

Unser Mittler herab: Friede mit dir, mein Kind!
Wandle glaubend vor Mir! Ringe zu Mir hinauf,
Und verachte, was hohen Flug
Des Geistes hemmt, und am Staube klebt!

Ach! das fühlt' ich so oft, eilte der Einsamkeit
In die Arme, und sah weinend zum Himmel auf,
Wo die Lieder Unsterblicher
Ertönen, Palmen dem Sieger weh'n.

Weile, würdiger Greis! weile du noch bey uns!
Aber wenn du hingehst zu den Unsterblichen,
Und dein sterbendes Haupt sich legt
In die Grube — dann pflanze noch

Deutschlands Genius dir einen Cypressenhain,
Schön und traurig, und streu Rosen, auf denen der
Wehmuth zitternde Thräne glänzt
Um dein schweigendes Grabmaal her!

An

An mein kleines Brüderlein.

Du gutes, liebes Schelmlein klein!
Bald wird dein C* nun bey dir seyn.
Er freuet sich
Fürwahr herzinniglich
Bey dir, bey dir nun bald zu seyn,
Du gutes, liebes Schelmlein klein!

Dann kömmt mit Wagen und mit Roß
Dein C*, und rasselt zu auf's Schloß,
Und fährt daher,
Wie wenn's was Großes wär.
Dann, Schelmlein! springst und hüpfest du,
Und läufst entgegen auf ihn zu,

Und rufst hinauf: Mamma! Papa!
Mein lieber C* ist wieder da!
G * * A * ton
Hört dann wohl auch davon,
Und guckt aus Aktenstaub herfür,
Und folgt hinunter langsam dir.

Husch! geht es Hand in Hand darauf
In's Zimmer zum Papa hinauf,
Da setzt man sich
Zusamm und freuet sich.
Wie wollen wir so lustig seyn,
Du gutes, liebes Schelmlein klein!

Oekonomie.

Wir haben Bedürfnisse, die wir zu befriedigen uns gezwungen sehen, um unser Leben zu erhalten, und bald wird es uns nebst der Erhaltung unsers Lebens auch Bedürfniß, unsern Zustand bequem, reinlich, geordnet zu machen. Man kann diese Bedürfnisse, weil sie doch meistens schon eine Familie voraussetzen, häusliche Bedürfnisse nennen.

Die Natur giebt uns tausenderley Materialien an die Hand, diese Bedürfnisse befriedigen zu können. Sie liefert uns Thiere, Pflanzen und Mineralien — Nun — diejenige Wissenschaft, die uns diese Materialien, welche uns die Natur liefert, kennen, und mit Auswahl, Klugheit, zweckmäßig, und mit wahrem Nutzen zur Befriedigung jener Bedürfnisse erlangen und anwenden lehrt — heißt **Oekonomie.**

Der unstudirte Oekonom handelt blos nach Erfahrung und Erwartung ähnlicher Fälle. Es kann und soll aber Oekonomie eigentliche **Wissenschaft** werden, und Philosophie, die ohnehin, wenn sie nicht zum Nutzen der Menschheit praktisch angewandt wird, ein elendes Ding ist, muß hier zum Grunde gelegt werden. Darum wird aber Erfahrung, auf die der unstudirte Landmann bauet, nicht verworfen, so wie ja doch alle philosophischen Kenntnisse

nisse sich am Ende immer auf Erfahrung stützen. Naturgeschichte und Naturlehre mit alle den Hülfswissenschaften, die sie voraussetzen, thun hier das meiste.

Man sieht von selbst, wie nöthig ökonomische Kenntnisse jedem wichtigen Gliede des Staates seyn, und es kann jedem, dem das Wohl der Länder theuer ist, schmerzlich fallen, wenn er sehen muß, daß an so manchem Platze, wo man Philosophie für Jünglinge lehrt, die einst weltliche Aemter, als Cameralisten, Räthe u. s. f. verwalten, oder Priester werden sollen, welche bey ihren Pfarrkindern doch in allem den vorgehenden, lehrenden, sorgenden Vater machen sollten — so wenig anwendbares, praktisches von der Oekonomie gesagt wird.

Man spricht und schreibt übrigens in unsern Tagen sehr vieles von Oekonomie; aber der philosophische Oekonom will den erfahrnen Landmann nicht hören, und blos speculiren; und der Landmann will vom Philosophen nicht lernen. So ist nun keinem aus beeden geholfen, da doch einer dem andern unter die Arme greifen sollte.

Doktor Californius und ein Landmann.

Nach Claudius.

Der Landmann.

Mein! sagt mir doch, was das wohl sey,
Es ist ein Ding, man nennt's Philosophey —
Ist hochberühmet weit und breit,
Soll seyn von großer Wichtigkeit —
Drum sagt mir doch, was das wohl sey,
Das Ding, man nennt's Philosophey?

D. Californius.

Philosophey! Philosophey!
Hört, Freund! da sprecht ihr wohl recht dumm!
Philosophia wird das Ding genannt,
Und wer sich drauf versteht,
Den nennt, wie jedermänniglich bekannt,
Die ganze Welt Philosophum.
Nun hört! wer sich auf's Ens und Non Ens
wohl versteht,
Und beydes wohl determinirt,
Per Syllogismos demonstrirt,
Und jeden Satz behend verdreht,
Und alles weis, und rund negirt,
Und pro und contra gleich probirt,

In

In forma schreyt, und Wirrwarr macht,
Und jeden in die Enge treibt,
Und — ist der Gegner übertäubt —
Den Buckel zuckt, und höhnisch lacht,
Kurz um, wer jedem sich entgegenstellt,
Und seinen Gegner weidlich prellt —

Der Landmann.

Habt Dank, habt Dank!
Versteht so ganz zwar unser einer nicht,
Was Euer Hochgelahrtheit da all's spricht;
Doch scheint es meiner Wenigkeit,
Das Ding von großer Wichtigkeit,
Philosophia — mag ich nicht.

Ueber Empfindung.

So wie unsere Seele inneres Vermögen hat, das sich durch Selbstthätigkeit äußert: so liegt in ihr auch zureichender Grund, gemäß dem sie sich oft leidend verhält, und zwar so, daß die Aeußerung der Selbstthätigkeit und der wirkliche Zustand des Leidens immer miteinander abwechseln, und so in Eins zusammfließen, daß auch dem Manne mit dem hellsten Bewußtseyn, mit dem geübtesten Selbstbeobachtungsgeiste die Frage immer fast ganz unbeantwortlich bleibt: Ist der jetzige Zustand meiner Seele Leiden oder Selbstthätigkeit? — Unsre Seele ist Eine Kraft, und diese Eine Kraft ist das Principium ihres Leidens und ihrer Selbstthätigkeit. Man kann indeß doch den Zustand, darinn sie selbstthätig ist, von jenem unterscheiden, darinn sie sich leidend verhält, und diesen letztern nennen wir **Empfindung.**

So oft, vermittelst der Organisation, ein Gegenstand von außen auf sie eine fühlbare Wirkung macht, so oft verhält sie sich leidend, so oft ist Empfindung da. Durch Wirkung von außen wird Veränderung in ihr hervorgebracht — sie wird determinirt von außen — leidet — empfindet. Erst

da=

dadurch geht ihr leidender Zustand in Selbstthätigkeit über.

Eigentlich ist also nur das Empfindung, was wir sonst körperliche, sinnliche Empfindung nennen, nämlich jener Zustand des Leidens, in den die Seele durch die Wirkung eines Gegenstandes von außen versetzt wird.

Es giebt aber auch noch eine andere Art von Empfindungen, die mehr auf Selbstthätigkeit unsrer Seele beruhen; auch ein Zustand des Leidens, in den sich aber die Seele selbst, ohne eigentlich von außen determinirt zu werden, durch die ihr eigene Kraft des Denkens und der Imagination versetzt. Auf all unser Denken und Imaginiren, je nachdem es uns mehr oder weniger interessant, mehr oder weniger der erste Funke, das sine quo non einer aufglühenden oder sanftern Leidenschaft, oder auch nur einer Laune ist, wird von Bewegungen im Körper, von einer Art sinnlichdunkeln Gefühls begleitet, und auch diese Situation unsrer Seele pflegen wir Empfindung zu nennen. Das kann der denkende Forscher, der mit einer gewissen innern Behaglichkeit von Wahrheit zu Wahrheit fortschreitet, und der Dichter, dem in hoher Begeisterung sein Blut feuriger wallt, sein Herz höher schlägt, und dem Freude oder Schwermuth jede Fieber beschleicht, das kann

jeder, der vermittelst des Denkens oder der Imagination in irgend eine Leidenschaft oder Laune versetzt, an sich selbst erfahren. Man könnte, um sie zu unterscheiden, die erste Gattung von Empfindungen, blos sinnliche, die letztern, Gefühle nennen.

Nur noch ein paar Worte praktischen Inhalts:

Jeder suche Herrscher über die ganze Organisation seines Körpers zu werden, und versperre allem den Zugang zu seiner Seele, lasse, so viel möglich, vom großen Strome des Weltalls nichts auf sich einströmen, das ihm seine Ruhe und Zufriedenheit rauben, in ihm ein Ungeheuer wecken könnte, welches ihn einem Abgrunde zustürzen machte. Hätte mancher in dem Punkte mehr über sich gewacht — wie glücklicher würde er seyn!

Prüfe jeder seine Empfindungen und Gefühle, ob sie wahr und gut seyn? und ordne sie.

Empfinde nie, ohne was Empfindenswerthes zu denken; sonst bist du ein Empfindler. Das gilt besonders von den Gefühlen.

Suche überhaupt, so viel du kannst, Herr alles deines Empfindens zu werden.

An den Verfasser des Lebens des guten Jünglings Engelhof.

Horche herüber!
Horche dem Liede,
Das dir mit Harfenklang
Aus der Völle der Seele gießt,
Ernst und traurig ein deutscher Jüngling!

Warum ist mir's so trüb in der Seele?
Sieh! ich wandle durch Nacht hin, als hört' ich
Leises Gewimmer
Eines Unglücklichen,
Der da verlassen
Leg' in die Grube sein Haupt.

O er war edel und ungekannt,
Dem ihr gesogen das Mark aus den Beinen,
Den ihr zur Grube geschleppt und verlassen habt —
O er war edel und ungekannt!

Asche des Edeln! wo ruh'st du?
Geist des Edeln! wo wandelst du,
Wenn du herab von den Sternen schwebst,
Und deine Asche besuchst?

Führe mich, du, der den Edeln
Kennen mich lehrte, o führe mich
Hin zu der Asche des Edeln,
Daß, mit der Wehmuth Thränen genetzt,
Rosen ich streu' um die Grube her,
Ueber die Grube mich setz' und seufze:
O er war edel und ungekannt!

Erzählen will ich seine Geschichte
Thoren, derer elendes Leben
Spiel, und ein langes Gelächter ist,
Und ungewohnt bange soll's um ihr Herz ihnen werden,
Und sie sollen, die Geschichte zu enden, umsonst mich bitten.

Aber was der schweigenden Nacht der Schimmer ist,
Der da herab vom Monde,
Blaß, doch leuchtend sich senkt —
Siehe! das ist die Geschichte des Edeln dem Trauernden,
Dem Gefühl das warme, schlagende Herz hebt.

Dank dir, o du, der des Edeln Geschichte
Der Vergessenheit Schoos entriß,
Oft schon weint' ich im Stillen, und seufzte:
Wär' ich edel, wie Engelhof!

An Arme.

O ihr tiefbedrängten Armen!
Herzinniglich
Hab' für euch ich
Mitleid und wahr Erbarmen.

Nahe seyd ihr mir und ferne —
Wie trocknet' ich
Euch brüderlich
Die Thränen all so gerne!

Doch wie kann ein Mensch auf Erden
Euch das all seyn,
Was Gott allein
Euch kann und will stets werden?

Ach! ich kann nur mit euch weinen,
Kann wünschen nur,
Mein Flehen nur
Mit euch zu Gott vereinen.

Denkt ihr armen Staubessöhne!
Es weinet doch
Ein Bruder noch
Mit uns manch stille Thräne!

Hofft auf Gott im tiefsten Leide!
Er will und kann
Für jedermann
Bald wandeln Leid in Freude.

Ein Brief an W**

Ich schreibe Ihnen von L** aus, wo ich mich bey dem lieben Pfarrer P** nun schon seit zween Tagen aufhalte, und alle Freuden eines ungestörten Landlebens, zu einer Jahrszeit, wie die jetzige, in einer Gegend, wie die um L**, und was noch mehr, denn das ist, bey einem Manne, wie P** ist, genieße. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich alles in mir und um mich verjüngt fühle! Es ist so ein herrlich Ding um Gottes Welt, daß man sich ihrer nicht satt freuen kann. Sobald ich am Morgen erwache, reisse ich alle Fenster meines Zimmers auf, und da erquickt mich's, und duftet, und athmet mit der kühlen Morgenluft zu mir herein, daß mein Blut so leicht und frisch hinwallt, und jede meiner Fiebern ihr Geschäfft im Spiele verrichtet. Oft seufz' ich dann: O ihr Arme! die ihr jetzt in den Städten noch in euern Betten steckt, wenn ihr's doch empfändet, welche ganz andere Wirkung eine gesunde Morgenluft auf Leib und Seele macht, als die Ausdünstungen, die euere Bette füllen. — Es ist Morgens Sieben Uhr, da ich dies schreibe. Laß dir was erzählen, Freund meiner Seele! Vor etwa einer Stunde lag ich noch am Fenster, die Sonne aufgeh'n zu sehen,

hen, und ihre ersten Stralen, wie ein: Guten Tag, Lieber! von ihr zu empfangen. Nun kam sie allgemach. Unser P** trat so eben auch zu mir in's Zimmer, und wir lagen lange schweigend miteinander am Fenster, und sahen mit herzlichem Vergnügen, wie das Rothe am östlichen Himmel immer mehr Gold ward, und der Nebel auf den Feldern vor dem Golde zurückwallte, und nun die Sonne in ihrer Pracht und Herrlichkeit oben war. Endlich fieng P** an: „Ich kann mir nicht vorstellen, wie „man einen Gotteslåugner in eine lächerlichere Ver„legenheit setzen könnte, als wenn man ihn aus sei„nen Gesellschaften, oder aus seinem Papierneste „herausrisse, und ihn der aufgehenden Sonne ge„genübersetzte, und ihm sagte, er möchte sich nun „so wahrheitliebend zeigen, und redlich schreiben, „was in seiner Seele, in Absicht auf Ueberzeugung „vom Daseyn eines Gottes, nun vorgehe. Der „würde zappeln, bis er sich selbst und andern vor„lügen könnte. — Ich verlasse Sie jetzt, beten Sie, „ich will Sie nicht stören; denn ich weis gewiß, Ihr „Herz wird nun in der Lage seyn, in der es uns Be„dürfniß ist, anzubeten. Da ist es dann auch recht „Zeit dazu.„ Wie er das gesagt hatte, drückte er mir noch einmal die Hand, und gieng schnell zum Zimmer hinaus. Was, da der edle Mann weg

war,

war, in meiner Seele vorgieng, können Sie sich besser, als es der kalte Buchstab, auf's Papier hingezeichnet, sagt, vorstellen.

Nach so einer Morgenstunde les ich denn immer was, oder schreibe einen Gedanken, eine Empfindung, die mir so eben auffällt, nieder. Indeß geht P** seinem Berufe nach, und wandelt recht wie ein Apostel unsers Herrn bey seinen gesunden und kranken Pfarrkindern umher. Vor Tische kommen wir wieder zusamm, und da gehen wir eine Zeitlang in den Garten oder sonst wohin, und plaudern nach Herzenslust. Ich wünschte recht, daß Sie den lieben Mann einmal sähen und hörten, wie er so Heiterkeit und Liebe ist, und immer so viel Wahres, Wichtiges, das einem an die Seele geht, und dies mit so vieler Würde sagt. Er arbeitet Tag und Nacht, und was ihm an Zeit übrig bleibt, das verwendet er fast ganz auf Lecture und Nachdenken, oder er unterhält sich mit einem angenehmen, nützlichen Gespräche. Seine Pfarrkinder lieben ihn recht, wie Kinder den Vater, und man sieh'ts an ihrem Betragen, daß bey ihnen guter Saame gesä't wird, und daß er in gute Erde fällt. Wir lustwandelten gestern durch das Dorf hinab, und es freute mich recht sehr, da ich alles im Dorfe so reinlich sah,

und wie alles, was man sehen konnte, arbeitete, und alle so fröhlich und munter dabey thaten. Wir giengen außen um das Dorf herum, und da wir wieder zurückgiengen, kamen wir an einer Hütte vorbey, wo P** mich fragte, ob ich nicht mit hinein wollte? er habe eine Kranke zu besuchen. Da wir in die Stube traten, saß ein Mann hinter'm Tische, der ein großes, altes Buch vor sich liegen hatte. Er sprang freudig auf, da er uns sah, nahm die Mütze unter'n Arm, und grüßte uns recht freundlich. Euer Hochwürden, sagte er zu P**, wollen gewiß meine Grethe heimsuchen? Ja, der hat unser Herr Gott schon wieder aus dem Bette geholfen. Sie ist heute in die Stadt, dem Apotheker sein Geld zu bringen.

P** Nu, das ist ja recht hübsch, lieber Jörg! wenn die Kranken selbst kommen, und den Apotheker zahlen.

Jörg. Ja wohl; wird sie auch recht freuen, wenn sie heimkömmt, und ich ihr sage, daß Euer Hochwürden da geweßt seyn.

P.** Sagt ihr das, und sie soll nicht vergessen, dem lieben Gott, der sie so erhält und seegnet, zu danken.

Jörg. Ja, das vergessen wir nicht, und (unter uns gesagt) sie hat gestern den zwey armen Kindern

dern des verstorbnen Franzenbauers zwey Hemdlein gemacht. Das that sie aber ganz in der Stille, wie man's so macht, wenn man's unserm Herr Gott thut. Ich hab es gesehen; thue aber nicht dergleichen, so sehr mich's inwendig freut.

P.** Recht so, lieber Jörg! das wird eurer Grethe und euch der liebe Gott reichlich vergelten. —

Ich hätte weinen mögen vor Freude, und wandt' mich um, und sah nach dem Buche, in dem der ehrliche Bauer gelesen hatte. Was habt ihr denn da, sagt' ich, für ein großes Buch?

Jörg. Ist das neue Testament.

Ich (lächelnd). Da solltet ihr aber nicht drinne lesen. Das steht euch Leuten nicht zu.

Jörg. Das wäre! ich kann nun einmal nicht anders. Ist eben so ein liebes Buch, und steht so viel tröstliches drinn, das einem Freude macht, und hat's ja unser Herr Gott selbst eingegeben. Da freut mich's eben, wenn ich so am Abend heimkomme, und kann was lesen, wie's unser Herr so gut mit uns meynt, und so viel für uns gethan hat. O lieber Herr! ich lese für mein Leben gern drinn; habe mich ja auch darum angefragt, und haben mir es Euer Hochwürden Herr Pfarrer erlaubt. —

Wir

Wir waren erstaunt über diese einfaltvolle, rührende Sprache, und P** beruhigte den guten Mann. Wir sprachen noch eine Zeitlang, und giengen dann voll Trost in den Pfarrhof zurück. Was denken Sie von der Geschichte, mein Bester? Ich muß Ihnen aufrichtig sagen, daß mir Jörg lieber und verehrungswürdiger ist, als manch hochstudirter Theologe, dessen Herz so edel nicht ist.

Sie können aus dem Wenigen, was ich Ihnen bißher erzählte, abnehmen, welch frohe glückliche Tage ich hier zubringe, und welch ein glücklich Völklein die Gemeinde sey, in derer Mitte der Herr wohnt, wo guter Saame gesä't wird, und Frucht bringt so hundertfältig.

Leben Sie recht wohl, und lassen Sie mich bald auch was von Ihnen hören.

Glückseligkeit.

O sprich, wo bist du? wahre Glückseligkeit!
Wo deine Heimath? Wohnst du bey Sterblichen?
Hast deine Wohnung du im Staube
Unter den Sterblichen aufgeschlagen?

Besuch nur ist dein Kommen für Sterbliche,
Und unter ihnen hast du kein bleibend Ort,
So lang im Staube sie noch wallen,
Und, daß sie fremde hier seyn, empfinden.

Zwar kömmst du oft, und dann schlägt mit Wonneschlag
In deinem Arm' der Sterblichen frohes Herz,
Und Länder jauchzen, und der Gatte
Lächelt der Gattinn vergnügt entgegen,

Und aus dem Lehnstuhl hebet das Alter sich,
Und lebt wie neu auf, wärmer drückt Hand in Hand
Der Freund dem Freunde, und die Stunden
Eilen mit hüpfendem Fuß vorüber;

Doch ist Besuch dein Kommen für Sterbliche.
Bald gehst du wieder, und Unzufriedenheit
Folgt auf dein Weggeh'n, und verseufzet
Gehen die Stunden dann träg vorüber.

Wie oft schon lag ich froh in den Armen dir,
Und träumte, daß du wollest hienieden mir
Zur Seite wohnen; doch bald flohst du
Wieder, und ließest mich einsam seufzen.

Nein, es ist deine Heimath hienieden nicht!
Von oben kömmst du, wo du zu Hause bist,
Wo du so manchmal schwebst hernieder,
Hold, wie ein Seraph, der Stärkung bringet

Den Kämpfenden, der wie im Vorübergeh'n
Erquickt, auf das, was über dem Grabe ist,
Nur hinzeigt: so schwebst du herab, und
Machst nach Unsterblichkeit heiß uns dürsten! —

Von den Seelen.

Wer mir nun abdisputiren wollte, daß ich meine Feder in der Hand halte, da ich sie wirklich in der Hand halte; zu dem wollt' ich sagen: Guter Freund! disputire er in Gottes Namen; aber denk' er ja nicht, daß ich mitmachen werde. Sieht er, ich halte meine Feder in der Hand, und damit hat die Disputation meiner Seits ein Ende. Und so gewiß ich dessen bin, davon mich meine Sinne überzeugen, so gewiß bin ich davon, daß ich eine Seele habe. Ich sehe und höre, und rieche sie nicht; aber wie ich mir der Feder in meiner Hand bewußt bin, so bewußt bin ich mir auch, daß etwas in mir ist, das denkt und empfindet, und dies nenne ich meine Seele. Daß meine Brüder auch Seelen haben, dessen bin ich durch einen analogischen Schluß gewiß; den der Landmann, der mit seinem Nachbar von Wiesen und Aeckern, und vom Türkenkrieg plaudert, so gut macht, als der Gelehrte. Es könnte ihm unmöglich einfallen, mit seinem Nachbar zu plaudern, wenn er diesen analogischen Schluß nicht machen würde. So bin ich mir bewußt, daß ich, wenn ich diese und jene artikulirte Töne von mir gebe, dies und jenes äußere, etwas denke und empfinde, oder daß so etwas Lebendiges in mir ist, dessen dies Aeußere Ausdruck und Bild ist. Seh' ich nun dies

Aeußere an meinem Bruder; so schließ ich davon auch bey ihm auf so Etwas, auf so ein Inneres, wie bey mir, so sind mir Aeußerungen des Schreckens bey'm Thiere Beweise, daß auch im Thiere, wie in mir, etwas sey, das erschrecken könne. Rings um mich, und in mir ist Analogie, und auf ihr steh' ich feste, wie auf Felsen. Sie ist ein Band, daran wir sichern Schrittes in tausend Regionen der Wahrheit fortgegängelt werden. — Es ist also in Menschen und Thieren etwas Lebendiges, das wir Seele nennen. Alles, was eine Seele ist, muß ein einfaches, untheilbares Weesen seyn. Manche unsrer Philosophen könnten einen beynahe verleiten, an das einfache untheilbare Weesen der Seele nimmer zu glauben, wenn man sie unrecht verstehen, oder schief interpretiren wollte. Was sie da für Ober- und Untergattungen von Kräften der Seele machen, und sie in Verstand und Gedächtniß, und Empfindung und Willen u.s.f. theilen, und das herrliche Werk des Einen Einzigen zum Stückwerke machen, um es zerlegen zu können.

Wenn je ein Eines ist, so ist's die Seele. Was ist Verstand ohne Gedächtniß, was Wille ohne Verstand und Empfindung? Thu ein einziges weg; so ist's, als drücktest du an ein Springgläschen, dessen alle Theile sich auflösen und verschwinden, wenn das erste Theilchen getrennt ist; nur mit dem Unterschie-

de, daß, wenn von Seelen die Rede ist, gar keine Theile Statt finden. Alles, alles in der Menschenseele, was die Psychologie jetzt Empfindung, jetzt Erkenntniß, jetzt Wille nennt — alles ist **Eine Kraft.** So nannte dies Eine innre Leben, das sich auf so mancherley Art äußert, **Wolf**, und Sulzer nach ihm, und ich weis es nicht anders zu nennen. Der Feldherr Araspes bey'm Cyrus im Xenophon, der, weil er so viel Widersprechendes in sich fand, zwo Seelen zu haben glaubte, und (wenn er anders dies Wort aus seinem eigenen Innern herausschrieb) Xenophon selbst ist mir dadurch ein mächtiger Vertheidiger der Einfachheit unsrer Seele. Erkenntniß, Verstand, Gedächtniß und Wille u. s. f. seiner guten Seele, wie er sie nannte, läßt er gern **Eine** Seele seyn, wie die böse; nur irrte sich der Mann, daß er darum zweyerley so einfache, einzelne Dinge in seinem Ich nöthig zu seyn glaubte. **Ein** Ding ist in uns, das sich dessen, was in uns vorgeht, bewußt ist, und auf diesem Bewußtseyn, oder vielmehr auf dieser Kraft des Bewußtseyns beruht all unser auch noch so zerschiednes Denken und Empfinden, alles übrige ist simple Perzeption. Wäre dies Bewußtseyn nicht Ein's; so kämen wir zu keinem Urtheile, zu keinem Schlusse. Dessen sich eines bewußt wäre, dessen wäre sich das andere nicht bewußt. Was da bey der Menschenseele gilt, das gilt auch in Absicht auf die Thierseele,

nur

nur mit dem Unterschiede, daß das Bewußtseyn der letzteren dunkler, und also die Kraft des Erkennens unendlich schwächer ist, als jene der ersten, so wie bey manchem der letztern die Organisation oft vortheilhafter ist, als jene der erstern. Was es um die Kraft der Menschenseele sey, wie weit man es damit schon gebracht habe, und noch bringen werde, dafür hab' ich keinen Ausdruck, und jeder kann es großentheils an sich und andern erfahren. Welche Gedanken, die in eines Menschen Seele aufsteigen können, welche hohe, edle Regungen! Himmel und Erde kann eine Menschenseele umspannen, schön und herrlich, wie die Königinn vom Aufgang wandelt sie hin im Reiche der Wahrheiten, in allen Regionen der Wissenschaften und Künste, und kann sagen: Alles ist von mir und mein Eigenthum! —

Also ein so einfaches, mit solcher Kraft begabtes Weesen sollte das nach der Trennung vom Leibe nimmer seyn? Das ist ein für allemal ausgemacht: es muß zernichtet werden, wenn es nimmer seyn soll. Ich möchte den Mann, der an der Unsterblichkeit seiner Seele zweifelt, zur entseelten Leiche eines wahrhaft großen Gelehrten hinführen. Welch ein Anblick müßte das für ihn seyn! Wahrlich! wenn er da nicht anfienge an seine Unsterblichkeit zu glauben; so müßte man ihn verlohren geben. Müßte man bey dem Anblicke nicht etwa so denken: So sind denn

nun die Bande zwischen Leib und Seele auch bey dir, großer Mann! getrennt? Wie du daliegst! Sollte deine Seele außer dieser sterblichen Hütte nimmer seyn? sie, ein einfaches, unzerstöhrbares, mit Vorrathe einer ganzen Welt von Ideen versehenes Weesen? — Sie kann es! Aber ist's auch ihre Bestimmung, soll sie auch seyn? du warst mit alle deinen tausend Kenntnissen noch nicht gesättiget, strebtest immer noch nach neuen, und in diesem ungesättigten Drange ward'st du eine Leiche. Der dir diesen Drang gab, ohne ihn zu sättigen, hätte (mir schaudert, da ich es denke) dich betrogen, wenn dein Geist nimmer wäre! — —

Meine Seele kann ihrer Natur nach unsterblich seyn, und ich fühl's, der ungesättigte Drang in mir nach immer was bessern ist mir Bürge, daß sie es ihrer Bestimmung nach seyn soll. Das letztere ist mir begreiflicher, als das erstere; aber bin ich des letztern gewiß; so überlasse ich das „wie es seyn könne?„ dem, der will, daß es so sey. Ich war durch den Gedanken, daß sich die Seele nach dem Tode mit dem schon gesammelten Vorrathe von Ideen beschäftigen, und daraus immer neue höhere Wahrheiten entwickeln könne, über den Punkt ihres wirklich und thätig Seynkönnens immer beruhigt; aber — eine Idee muß bey ihrem Erwachen in jener Welt die erste seyn. Eindrücke von der Körperwelt bekömmt sie nimmer — was ist also für hinlänglicher Grund der Erweckung ihrer ersten Idee, die sie doch einmal haben

haben muß? das könnte manchen irre machen. Doch ich stand, und stehe demohngeachtet fest darauf, daß es, wenn es nur ihre Bestimmung ist, zu seyn, tausend Weege, diese Schwierigkeit des Entstehens ihrer ersten Idee zu heben, gebe. Wir wissen im Grunde bey keinem Dinge eigentlich, wie es sey? und es ist für jetzt genug zu wissen, daß es sey. Ob Gott der Seele gleich nach dem Tode einen ätherischen Körper schaffe, oder ob die einzelne Elemente in ihr Ideen wecken werden, das kümmert mich nicht, das weis Er besser zu ordnen, als wir auszuträumen und auszuphilosophiren. So weit die Vernunft; aber wie weit über alles Grübeln hebt uns die Wahrheit der Offenbarung weg, wie ruhig und feste steht man auf ihr!!

Was mit den Seelen der Thiere nach ihrem Tode vorgehen werde, davon hab' ich keine Kunde. Für ein thätiges Leben nach dem Tode sind sie hienieden zu gesättigt, zu content.

Die Wahrheit.

Schön, o Wahrheit! bist du! Sanft, wie der Morgenstral,
Wenn die Sonne herauf über den Bergen steigt,
Und erquickend, wie er, stralt es vom Antlitz dir.
Edel breitet sich Ernst über die Stirne hin,
Und es mildert des Munds liebvolles Lächeln ihn.
Doch was leuchtender Blitz nächtlichen Eulen ist,
Das ist, Wahrheit! dein Blick lichtscheuen Lügneren,
Und sie beben und flieh'n tief in die Nacht zurück,
Nennen Finsterniß dich, nennen Licht ihre Nacht.
Sanftmuth gürtet dich rings, fest, wie der Felse, ruht
Unentweglich dein Fuß; und mit der Liebe der
Mutter breitet dein Arm über die Kinder des
Lichtes schützend sich aus, Lüge und Dummheit flieht
Vor dem schützenden Arm. Wahrheit! wie schön bist du!
Könnte — wenn auch nur schwach — eine der bildenden
Musen stellen dich uns recht vor die Sinne hin —
Welch ein himmlisch Gebild! Würde der Kenner nicht

Jahre haften daran, ohne es satt zu seyn?
Rufen würd' er: o hier bring' ich mein Leben hin!
Und stets schließen den Arm fester um das Gebild.
Doch wer Kenner nicht ist, wer für die höhere
Schönheit Augen nicht hat — würde vorübergeh'n,
Und ihm würde das Bild doch seyn, als wär' es nicht. (*)

Morgen=

(*) Non est aut pictor, ita me dii ament,
Aut statuarius, qui fingere possit
Pulchritudinem talem, qualem veritas habet.
Neque vero statuæ affabrefactæ usus est,
Nisi percepturum quempiam ars nacta sit.

Philemon.

Morgenlied einer armen Wittwe.

Die Nacht ist weg, der Tag kehrt wieder;
Doch lächelt er für mich nicht nieder,
　Und rückt mit neuem Schmerz heran!
　O Gott! sieh meinen Jammer an!

Ach! da sie ihn begraben hatten,
Den Mann der Liebe, meinen Gatten,
　Da sank in's finstre, tiefe Grab
　All meine Freude mit hinab.

Mein Kind — ein schwacher, armer Waise! —
Kömmt alle Morgen, fleht um Speise,
　Und keine Speise hab' ich dann,
　O Gott! sieh meinen Jammer an!

So bang und schwer mit Kreuz und Plage
Ist jeder meiner Lebenstage!
　Doch, guter Gott! Du wirst noch mein,
　Und meines Kindes Helfer seyn!

Eine Beylage zum Fragmente über die lyrische Poesie.

Man könnte sich manchmal wundern, daß so viele Leser bey dem hohen lyrischen Gedichte kalt bleiben, und es fast mit eben der Rührung durchlesen, mit der sie einen Allmanach oder einen Bücherkatalog durchsehen. Wenn man aber auf den Begriff von so einem lyrischen Gedichte zurücke geht, hört es auf, uns wunderbar vorzukommen. Eine Ode läßt sich nicht cursorie durchlesen, wenn sie gefühlt werden soll. Man muß sie durch wiederholtes Lesen erst zu verstehen, den Standpunkt, davon der Dichter ausgieng, zu finden, und sich in seine Laune oder Leidenschaft (wenn sie es anders verdient) (*) zu versetzen suchen. Hugo Blair sagt in seiner Abhandlung über Ossians Genie und Geist, die Gedichte desselben wollen öfter in die Hand genommen, öfter gelesen werden; und dann sey es unmöglich, daß seine Schönheiten sich jedem Leser, der Empfindungsfähig ist, nicht enthüllen sollten.

Wer

(*) Weh dem Lyriker, in dessen Ode eine verderbende, schädliche Leidenschaft herrscht. Das ganze Herz des Lesers muß mit böse seyn, wenn das Gedicht von ihm soll gefühlt werden, und wenn das nicht — wozu sang ihm der Dichter? —

Wer den höchsten Grad dessen besitze, werde sie am meisten genießen. — Das gilt auch bey jedem edeln, lyrischen Gedichte. Ich dächte, um junge Lyriker zu bilden, sollte man, statt aller andern Anleitungen und Regeln, mit ihnen blos lesen, sie auf die Schönheiten guter Lyriker aufmerksam machen, und mit dem Dichter sympathisiren lehren. So würde der Dichtergenius da, wo er ist, bald aufwachen, und sich entwickeln, und erst dann wär' es Zeit, ihm hie und da ein Zäumchen anzulegen, einen Zügel in die Hand zu geben, daß er nicht ausschweife. Der angehende Bildhauer lernt mehr, wenn er nur eine Stunde lang vor Laokoons Statue steht, und sie genießt (das Mechanische der Kunst ausgenommen) als wenn er viele Jahre lang Regeln und Anleitungen hört und liest; und der junge Lyriker kömmt in der Stunde, in der er z. B. eine Klopstockische Ode durchmeditirt, und empfindet, weiter, als in manchen Jahren, in denen er Foliobände und Quartanten voll Regeln und Anleitungen zur lyrischen Poesie durchliest. — Hier ein Beyspiel!

Die Welten.

Groß ist der HErr! und jede seiner Thaten,
Die wir kennen, ist groß!
Ocean der Welten, Sterne sind Tropfen des Oceans!
— Wir kennen dich nicht!

Wo beginn' ich? und ach, wo end' ich
Des Ewigen Preis?
Welcher Donner giebt mir Stimme?
Gedanken welcher Engel?

Wer leitet mich hinauf
Zu den ewigen Hügeln?
Ich versink', ich versink', und geh
In deiner Welten Ocean unter.

Wie schön und hehr war diese Sternennacht,
Eh ich des großen Gedankens Flug,
Eh ich es wagte, mich zu fragen:
Welche Thaten dort oben der Herrliche thäte?

Mich! den Thoren! den Staub!
Ich fürchtet', als ich zu fragen begann,
Daß kommen würde, was gekommen ist,
Ich unterliege dem großen Gedanken.

Weniger kühn, hast, o Pilot,
Du gleiches Schicksal.
Trüb am fernen Olymp
Sammeln sich Sturmwolken.

Jetzo ruht das Meer noch fürchterlich still.
Doch der Pilot weis,
Welcher Sturm dort herdroht!
Und die eherne Brust bebt ihm;

Er stürzt am Maste
Bleich die Seegel herab.
Ach, nun kräuselt sich
Das Meer, und der Sturm ist da!

Donnernder rauscht der Ocean als du, schwarzer Olymp!
Krachend stürzet der Mast.
Lautheulend zuckt der Sturm;
Singt Todtengesang.

Der Pilot kennt ihn. Immer steigender hebst, Woge, du dich.
Ach die letzte, letzte bist du! Das Schiff geht unter!
Und den Todtengesang heult dumpf noch fort
Auf dem großen, immer offnem Grabe der Sturm.

Klopstock.

Wenn man nun diese Ode flüchtig einmal durchliest, und dann weglegt: wie viel wird man wohl dabey gedacht und gefühlt haben? und welcher Abstand muß da zwischen der Empfindung, in der der Dichter sang, und jener des Lesers seyn? Klopstock fängt seine Ode mit den stärksten Ausdrücken der Anbetung und des Preises des Ewigen an. Bey ihm ist's natürlich; er ist dazu vorbereitet, und nur der innere Drang, seinen Gefühlen Luft zu machen,

macht ihn singen. Kann aber hier der Leser bey'm ersten Anblicke auch schon vorbereitet seyn? oder wollte man vom Dichter fodern, daß er ihn erst vorbereite? Das mag der Orator bey seinen Zuhörern thun; es vom lyrischen Dichter zu fodern, wäre baarer Unsinn. Die ersten drey Strophen gehen also für den flüchtigen Leser, der nur Einmal liest, und weglegt, fast ganz verlohren. Wir wollen doch einmal sehen, ob wir dem Dichter den Gang, den er gieng, nicht nachgehen, den Standpunkt, davon er ausgieng, nicht finden, und uns so in seine Empfindung versetzen können. Die vierte Strophe giebt Aufschluß.

Wie schön und hehr war diese Sternennacht,
Eh ich des großen Gedankens Flug u. s. f.

Da fällt der Schleyer, und nun wird's uns begreiflich, warum der Dichter mit so hoher Begeisterung in den Ocean der Welten gerathen, und in Preise des Ewigen ausgebrochen ist. Der Anblick einer hellen Sternennacht hat ihn in diese Empfindungen versetzt, und das müssen wir erst wissen, diesen Gang müssen wir ihm erst nachgegangen seyn, wenn wir in den ersten Strophen mit ihm fühlen, mit ihm anbeten wollen. Aber von ihm konnte man nicht fodern, daß er uns erst dazu vorbereite. Wenn nun auch wir in einer hehren Sternennacht mit ihm hin-

schweben, in seine Lage versetzt sind: mit welch ganz anderer Rührung werden wir da die ersten Strophen zum zweytenmale lesen! wie werden da nicht auch wir rufen:

Groß ist der HErr! — —
Sterne sind Tropfen des Oceans der Welten! —
Welcher Donner giebt mir Stimme?
Gedanken welcher Engel?
Ich versink', ich versink', und geh'
In deiner Welten Ocean unter!

In deiner Welten u. s. f. Er nennt den Ewigen, dem er das sagt, nicht; sein Herz hat Ihn ihm schon zu laut genannt, als daß es ihm nöthig zu seyn scheinen könnte, Ihn zu nennen.

Welcher Donner giebt mir Stimme?
Gedanken welcher Engel? —

Was kann der Sterbliche mehr wünschen, den Ewigen zu preisen? — Welcher Gedanke:

Ich versink', ich versink', und geh
In deiner Welten Ocean unter!

Der Dichter wird durch die Veranlassung der Sternennacht ganz natürlich auf die Betrachtung der Werke des Herrn verleitet, und er fieng an, den Schöpfer mit einem Enthusiasmus zu preisen, der uns eine lange, anbetungsvolle Ode erwarten ließ. Aber

er

er fühlt seine Ohnmacht, fühlt, daß er dem großen Gedanken unterliege.

Mich! den Thoren! den Staub!
Ich fürchtet', als ich zu fragen begann,
Daß kommen würde, was gekommen ist.
Ich unterliege dem großen Gedanken.

Das giebt nun der Ode plötzlich eine ganz andere, unerwartete Wendung, die die Theorie einen lyrischen Sprung nennt. Das Gefühl seiner Ohnmacht, die Größe der Thaten des Herrn auszudenken, auszuempfinden, und das Bild, dadurch er dies ausdrückte:

Ich versink', ich versink', und geh
In deiner Welten Ocean unter —

bringt ihn auf den Gedanken, daß es ihm fast eben so gehe, wie dem Piloten, der auf dem Meere scheitert und untergeht. Schnell packt die Seele diesen Gedanken, und beschäfftigt sich mit ihm, weil sie ihre Ohnmacht, den vorigen auszudenken, ungerne fühlt. Nun ist der Dichter von seinen vorigen Betrachtungen weg, und schwimmt mit dem Piloten auf dem Meere, sieht die Sturmwolken sich sammeln am fernen Olymp, sieht, wie der Pilot bleich wird, und die Seegel am Maste herabstürzt, hört den heulenden Todtengesang des Sturms, und sieht, wie das Schiff nun untergeht. Der Sturm ist herrlich gemalt, und steigt mit jeder Strophe,

 bis

bis man endlich das Schiff mit Schauder unterge-
hen sieht, und den letzten Todtengesang des Sturmes
zu hören glaubt —

— — Das Schiff geht unter!
Und den Todtengesang heult dumpf noch fort
Auf dem großen immer offnem Grabe der
Sturm.

Je öfter man so eine Ode durchmeditirt, durchempfindet, um so mehr Schönheiten findet man immer in ihr, und es ist nicht möglich, daß man alle Schönheiten des Ganges, Ton's, Ausdrucks und des Rythmus schon bey'm ersten oder zweyten durchlesen ganz genießen könne. Es ist hier mein Zweck nicht, mehr über das Einzelne unsrer Ode zu sagen. Möchte nur das Wenige, was ich über sie sagte, manchen meiner Leser zum Nachdenken, und besonders dazu wecken, daß er gute lyrische Gedichte, und besonders die im hohen Tone, nicht flüchtig, nicht nur Einmal durchlese; sondern durchmeditire, durchempfinde, und so wird uns das, was uns zuvor nur Wort und kalter Buchstabe war, erst eine reiche Quelle hoher, edler Empfindungen werden.

An

An Mayenlüfte.

O Lüfte, liebe, liebe Lüfte!
Die ihr, voll süßer Mayendüfte,
Durch blühende Gebüsche schlüpft,
Und um der Donau Ufer hüpft —

O spannt noch mehr die leichten Flügel,
Und seegelt über Thal und Hügel,
Berg auf, Berg ab, durch Dick und Dünn,
Weit fort, weit fort, nach D** hin!

Da heult und seufzt um's Schloß recht kläglich,
Sagt seufzend meinen Lieben täglich:
Ach! der, der uns herüber sandt,
Ist — ferne noch vom Vaterland!

Leid und Freude.

Wohin seyd ihr geflohen?
Stunden der Freude!
Wie kühle Frühlingslüfte
Schweben vorüber,
So seyd ihr geflohen,
Ihr Stunden der Freude!

Trüb ist's nun um mich, wie bey
Nächtlichem Regen.
Kein flimmernd Sternlein glänzt bey
Nächtlichem Regen.
Der Wandrer tappt um sich
Im Finstern, und eilet.

Doch währt die Nacht nicht immer,
Bald kömmt die Sonne,
Und Nacht und Regen rollen
Vor ihr zurücke,
Der Wanderer sieht sie,
Und jauchzet den Weeg fort.

Komm, Freude! komm zurücke,
Jage des Kummers
Umwölkte, trübe Stunden
Fern, und erfreue
Mich so, wie den Wandrer
Erfreuet die Sonne!

* *

Die Mutter unsers HErrn.

O du — wie nennen Engel des Himmels dich?
Mit Ehrfurcht nah'n sich Engel des Himmels dir! —
Maria! unsers Mittlers Mutter!
Wonneschlag hebet mein Herz, und kindlich

Seh' ich zum Himmel, wo du nun wohnest, auf;
Denn in die Tage, da du die Mutter wardst
Des HErrn der Himmeln, schwebte auf des
Hochgefühl's Schwingen mein Geist zurücke!

Geseegnete! wie mag dir gewesen seyn,
Da nun mit weh'nder Locke der Himmlische
Im weißen, stralenden Gewande,
Schön, wie die kommende Morgenröthe,

Und majestätisch, wie's nur ein Seraph ist,
Zu dir — du blicktest einsam zu Gott hinauf —
Nun in dein schweigendes Gemach trat,
Und wie mit Harfengetön zu dir sprach:

Sey mir gegrüßt, Begnadigte, wie es noch
Von allen Weibern keine ward! Mutter wirst
Du werden, und der über alle
Himmel der Himmel herrscht, wird — dein
Sohn seyn!

Geseegnete! wie mag dir gewesen seyn?
Du Reineste der Reinen! was fühltest du?
Wie hob dir Dank und Wonne auf zum
Himmel den helleren Blick! wie neigte

Dir Demuth hin dein Haupt vor dem Ewigen,
Und strömte aus der Fülle des Herzens dir:
Magd meines HErrn bin ich! nach deinem
Worte gescheh mir! — Und Engelchöre

Umschwebten dich, erhabene Magd des HErrn!
Und sangen dir Gottpreisend die Worte nach;
Und alle Cherubine sanken auf ihr
Antlitz, und waren nun ganz Anbethung.

Nicht wagten sie's, das große Geheimniß zu
Entfalten, da nun Mensch ward der Ewige!
Vor'm Throne lag da hingeworfen
Jegliche Krone, die Harfen schwiegen

In der Anbetung feyernder Stille, die
Durch alle Himmel herrschte. Wie wagt' ich es,
Ich Staub, zu denken das Geheimniß,
Da Er nun Mensch ward, der mich aus Staube

In's Daseyn rief, und hoher Unsterblichkeit
Mich weihte? Vater! Vater! verstummen nur
Kann ich, und mit des Kindes frommer
Thräne dir Dank und Anbetung weinen!

Seba und Strephon.

Seba saß in der Abenddämm'rung an Strephons Seite.
Roth stieg am Hügel der Mond, und des Abends kühlige Lüfte
Seufzten durch das Gebüsch, und traurig tönte von fernher
Leises Gemurmel des Bach's, der herab vom Felsen sich stürzte.
Seba saß ernst, und stille Wehmuth umwölkt ihm die Stirne,
Ernst und traurig sah ihm sein Strephon in's Antlitz, und sagte:
Seba! ich fühl' es mit dir, daß dein Erzeuger hier ruhet
In dem kühligen Grab. Blaß schimmert der Mond dort herüber,
Und ein heiliges Schauern umschwebt dies stille Gefilde;
Denn es ruhet hier im kühligen Grab' dein Erzeuger.
Seba! ich fühl' es mit dir! O klage mir's! Laß dir den Schmerz nicht
So verschlossen dein Herz mit fressendem Zahne zernagen.

Klage mir, Seba! und klage dem horchenden, stillen Gefilde.
Linderung sind dem Traurenden ungehaltene Thränen,
Lind'rung die Klage, die aus dem wunden Herze ihm strömet. —

Willst du horchen, sprach Seba, dem Liede von meinem Erzeuger?
Strephon! das Lied von Niphthil meinem Erzeuger ist traurig,
Ist, wie das Seufzen der Abendlüfte, wenn über geknickte
Blumen sie flattern; der Wandrer vernimmt's, und eilet voll Trübsinn.
Horche dem Liede von Niphthil, und wein' ihm Thränen der Wehmuth!
Seba begann nun sein Lied, und leiser seufzten die Lüfte,
Leiser tönte herüber des fernen Baches Gemurmel;
Aus dem Gewölke wallte der Mond, und es horchte die ganze
Schweigende Gegend umher; denn Seba begann jetzt; so sang er:

Trüb sind Seba's Tage; denn Niphthil
Schläft im einsamen Grab,
Wo die Verwesung nagte sein Fleisch,
Und schon von ihm aufstund, ach! schon gesagt hat:
Da ist weiter nichts übrig! —

Siehe! hier saß er so manchmal, und munter
Spielte mit seinen
Silbernen Locken der Wind.
Ihm zur Seite horcht' ich den Lehren,
Die der Weise mir gab,
Freute der Zärtlichkeit mich,
Die von der Lippe des Vaters floß.

Aber nimmer ist Niphthil!
Ueber den Disteln wiegt sich der Wind,
Nimmer spielt er mit Niphthils Locken,
Weg, wie der Flöte schmelzender Ton,
Ist die Stimme des Weisen, des Vaters
Zärtliche Sprache; denn nimmer,
Nimmer ist Niphthil!

Roth und schön sank am Hügel die Sonne.
Führe hinaus mich, o Seba! sprach Niphthil,
Gegenüber der Sonne
Will ich legen mein Haupt
In die kühlige Grube;
Denn ich fühl' es, es schleicht
Mir durch die Adern der Tod!

Seba! sieh, wie schön die Sonne
Sinkt am Hügel! —
Schön, wie sie, sinkt auch der Fromme —
In das kühlige Grab! —

Matter starrte nun sein Blick
Auf zum Himmel, und sanft schlich
Eine Thräne ihm herab — noch sprach er
Halbgebrochne Laute — und sank mir
In die Arme — —

Trüb sind Seba's Tage; denn Niphthil
Ruht nun im einsamen Grab!
Wie verlassen trauert die Gegend; denn Niphthil
Ruht nun im einsamen Grab!

Horchst du dem Liede,
Niphthils seeliger Geist!
Das dein Erzeugter,
Thränen der Wehmuth im Auge,
Ueber deinem Grabe singt?

O du lebst nun jenseits der Sterne,
Wo der Wehmuth Thräne nimmer fließt;
Aber einst eilt dein Seba hinüber,
Wo von dir kein Tod ihn mehr trennt! —

Seba schwieg nun. Noch herrschte feyerlich traurende Stille
Ringsumher, und der sanftern Winde leises Gesäusel
War, als schwebt' ein Unsterblicher über den Wipfeln der Bäume.
Traurig ist, sprach Strephon, das Lied von deinem Erzeuger.
Wie am warmen, seufzenden Lüftchen der weichere Schnee schmilzt,
Schmilzt die Seele dem traurigen Liede; doch horche mir, Seba!

Traurig tönt vom moosigten Hügel
Deine kindliche Klage.
Aber jenseits der Sterne lebt Niphthil.
Niphthil vernimmt des
Traurenden Lied, und
Schwebet herab, und
Horchet dir, Seba! —

Bebender säuselt der Baum,
Duftiger flattert die Luft.
Niphthil schwebt über'm moosigten Hügel.

Seba!

Seba! mir ist, als säh' ich ihn schweben,
Weiß, wie das leichte Gewölk des Mond's,
Roth, wie der östliche Himmel, umgürtet,
Schön, wie's Unsterbliche sind, und seegnend —

Seba! mir ist, als hört' ich,
Wie Gelispel himmlischer Harfen,
Des Unsterblichen Stimme
Tief in die Seele dir rufen:

Traure nicht, traure nicht!
Meine Wohnung ist oben!
Oben seh'n wir uns wieder, kein Tod trennt
Dann die Umarmung der Liebenden!

Noch eine Beylage zum Fragmente über die lyrische Poesie.

Philopon.

Sie wollen also im ganzen Ernste alles einförmige Metrum von der lyrischen Poesie weg haben?

Neophil. Im ganzen Ernste.

Philopon. Aeußerst neu, und auffallend!

Neophil. Das thut nichts zur Sache. Unsre lyrischen Dichter sollten die Fesseln eines gezwungenen, einförmigen Metrums abwerfen, und so oft sie's inwendig drängt, ihren Gefühlen Luft zu machen, ihr Lied hinfließen lassen, wie die freye, springende Quelle, oder wie den Bergstrom, der im Silbersturme herabrauscht. Absatz, Strophe mag dabey seyn, wo eine hingehört, Rythmus soll in jeder Zeile, und der Ton überhaupt so seyn, wie er der Leidenschaft oder Laune des Dichters angemessen ist. Wozu aber gleiche, abgemessene Strophen und gezählte Sylben in einem lyrischen Gedichte?

Philopon. Aber haben Sie da nicht das Beyspiel fast aller alten und neuern lyrischen Dichter wider sich?

Neophil. Sie werden mir vergeben, wenn ich so eigensinnig bin, und mir alter und neuerer Dichter Beyspiel so lange nicht zur Regel gelten lasse, bis das, was sie thaten, als gegründet, und natürlich erwiesen ist.

Phi-

Philopon. Und warum soll denn ein abgemessenes, einförmiges Metrum unnatürlich seyn?

Neophil. Es ist höchst unnatürlich, daß der lyrische Dichter, der aus der ganzen, überströmenden Fülle des Herzens spricht, sich an die Fesseln eines einförmigen Metrums binde, und Sylben zähle. Es ließe sich das noch eher vom Redner, der mit Ruhe und Ueberlegung spricht, fodern, daß er dem, was er sagt, alle mögliche Zierde, und — wenn ein in gleichförmige Strophen getheiltes Metrum doch eine so große Zierde ist — auch dies gebe. Gedanke und Empfindung muß bey'm lyrischen Gedichte jedem Ausdrucke seinen karakteristischen Ton und Rythmus geben. So bald ich aber ein einförmiges, bey jeder Strophe wieder vorn' anfangendes Metrum annehme; so verliert das unendlich; ich müßte nur auch wieder ebendieselben Gedanken und Empfindungen in der folgenden, wie in der ersten Strophe ausdrücken. Welch ein Anblick, einen Dichter zu sehen, der in vollem Feuer der Begeisterung dasitzt, und nun noch Sylben zählen, und seine Gedanken und Empfindungen, mit denen er über Himmel und Erde wegfliegt, in ein einförmiges Metrum hineinzwingen soll.

Philopon. Der Dichter könnte aber erst seine Gedanken und Empfindungen flüchtig und frey, wie der

der Maler die Skize hinwerfen, und sie erst hernach ausbilden, und in ein Metrum bringen, und so werden und sollten es, dächt' ich, die Lyriker überhaupt machen.

Neophil. Aber sagen Sie mir, mein Lieber! was wird natürlicher, dem Gedichte angemessener seyn, der Rythmus der Skize, oder das ausstudirte einförmige Metrum? und wie mancher kühne Schwung, wie mancher schöne Ausdruck wird nicht dann dem Metrum zu lieb, in das er nicht paßt, verlohren gehen? Man entschuldigt ja den Gebrauch des Metrums damit, daß man sagt, so wie die Gedanken und Empfindungen des Lyrikers außerordentlich seyn: so müßte auch der Klang seiner Sprache außerordentlich seyn. Wenn also die Gedanken und Empfindungen des Dichters das Metrum bestimmen; so muß, so wie jeder Gedanke, jede Empfindung ihren eig'nen Karakter hat, auch jede ihren eignen Rythmus haben, und das Metrum der Gedanken und Empfindungen der ersten, kann unmöglich das karakteristische Metrum auch jener der zweyten oder dritten Strophe seyn.

Philopon. Ich muß Ihnen das indeß zugeben; doch Sie nehmen mir da was, das mir an der lyrischen Poesie immer sehr lieb ist. Sie ist eigentlich zum Absingen bestimmt, und wie gieng's da den Melodien, wenn alles Metrum wegfiele? und dann würde diese Erleichterung wegen der Freyheit des Rythmus Ursache seyn, daß sich mancher Ungeweihte, Berufslose an die lyrische Poesie machen würde.

Neophil. Zween Einwürfe, die sich leicht beantworten. Vor's erste gilt das, was ich von gleichen abgemessenen Strophen sagte, auch von einförmiger, am Ende einer Strophe wieder vorn anfangender Melodie. Auch die Melodie muß karakteristischer, individueller Ausdruck jedes individuellen Gedankens, jeder Empfindung, und nicht für zerschiedene solche einförmig seyn. Die Ode oder das Lied kann darum doch abgesungen werden: aber wenn sie der Dichter absingen will; so muß ihm sein Dichtergenius für jeden Gedanken, jede Empfindung eigenen, melodischen Ausdruck lehren, bis er an's Ende der Ode oder des Liedes kömmt. Bey Liedern für's Volk fällt das freylich weg, weil man vom Volke das nicht fordern kann, was man hier vom lyrischen Dichter fodert. Uebrigens wird durch diese Theorie nicht so viel erleichtert, als mancher glauben möchte, der das Verdienst eines lyrischen Gedichtes nach Einförmigkeit und richtiger Abgezähltheit des Metrums mißt. Wo kein innerer wahrhaft dichterischer Genius — da wird kein Rythmus, keine edle, karakteristische Melodie seyn. **Klopstock** und die beeden Grafen von **Stollberg** haben die Beweggründe für diese Theorie gefühlt, und uns herrliche Beyspiele solcher freyen Gedichte geliefert.

Philopon. Ich muß es gestehen, Ihre Gründe für ihre Meynung sind stark; doch ist sie mir noch immer zu auffallend neu, als daß ich ihr vorjetzt meinen ganzen Beyfall geben könnte.

Die Macht der Zeit.

Siehe! wie alles dahineilt und schwindet!
Sauset der Wind, der vorüberflieht,
Um mein horchendes Ohr.
Siehe! wie alles dahineilt und schwindet!
Sagt mir der Quelle Gemurmel,
Die in das ferne Thal sich
Stürzet hinab, und nicht wiederkehrt.

Blick ich auf meine Tage zurücke —
Ach! so wird's um mein Herze mir eng', und ich seufze:
Siehe! wie alles dahin eilt und schwindet,
Wie der Mitternacht Traum!

Zeit! da du wardst, da der Ewigkeit Schoos du entströmtest —
Sprach zu dir der Ewige,
Der da war, eh du strömtest,
Und deß Finger, wie Eine Sekunde,
Deine ganze Länge mißt —

Jedes eherne Denkmaal, so sprach Er,
Wird zernagen dein Zahn;
Und die Himmelanragende Piramide
Wird zerstäuben dein Arm,
Wie den Haufen Sandes der Sturm zerstäubt!

Bayerische Staatsbibliothek München

Währt' es Jahrhunderte durch, des Stolzes
Denkmaal, angebetet von tausenden —
Stürzen wirst du's hinab, und begraben
In der Vergessenheit Nächte;

Aber der Tugend verkannte, edlere Thaten,
Mir nur gethan, und in des Lebens Buch
Von Engeln eingeschrieben mit Flammenschrift —
Wär's auch nur Eine Thräne, vom Auge
Eines Bruders gewischt,
Wär's auch der schönen Siege nur einer,
Heiß von sich selbst erkämpft —

Lachen werden sie dein, und Unsterblichkeit
Wird sie krönen mit ewigem Ruhm'! — —

Gieb, Jehova! mein Gott! daß der Thaten
Viele ich thue, dann lach' ich
Deines Eilens, o Zeit! dann lach' ich
Jedes Denkmaals, das Durst nach Ehre sich setzt.

Ende.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Verzeichniß

der

in diesem Werkchen enthaltenen Stücke.

Fragment über die lyrische Dichtkunst. Seite 3
Dem Schöpfer. — — 14
An Minna. — — — 17
Empfindsamkeit. — — 18
Auf einem Gottesacker. — — 21
An eine Quelle. — — 22
Wahrheitssinn. — — 24
Der Himmel. — — 27
Phantasie an einem Winterabende. — 29
Heiterkeit des Geistes. — — 30
Unsterblichkeit. — — 33
An eine Grille. — — 35
Unsre deutsche schöne Litteratur. — 36
Der Frühling. — — 39
An die Sulzach. — — 40
Den 24ten May. — — 42
Die Melodien. — — 45
An ein düstres Wäldchen. — 46

Begriff der Regierung eines Fürsten, wenn sie das ist, was sie seyn soll. Seite 47
Sternkunde. — — — 50
An den Mond. — — 51
Das Vogelnest. — — 52
Natur und Bibel. — — 55
Ueber Schlaf und Traum. — 59
Am Christabende. — — 67
Liebe. — — — 70
Um Mitternacht am Ende des Jahrs 1783. 72
Schwermuth. — — 75
An J**, als er ein Gedicht: Die Schöpfung, gemacht. — — 79
Der Morgen. — — 81
Fragment aus dem Briefe eines Jünglings über sein philosophisch Studium. 85
Kain. — — — 87
An einen Leidenden. — — 90
Ein Gespräch. — — 91
Bey A**s Tode. — — 93
Morgenlied. — — — 96
Ein Psalm in bangen Stunden. — 97
Am Vorabende des hohen Donnerstags. 99
Am Abende. — — 101
Ein Brief an J** — — 103
An St**. — — — 107
Aufer-

Auferstehung. — — Seite 109
Ein Brief an M** über die Silhouette. 111
Der arme Greis. — — 114
Freundesbund B* an J** — — 116
J** an B* — 118
Der Sohn auf das Grabmaal seines Vaters. 120
An ein Paar Kinder. — — 121
Der Kluge, der Gelehrte und der Weise. 124
An H**. — — — 125
Freuden einer Sommernacht. — 127
Ein Brief an **. — — 131
An meine Seele. — — 136
Ein Lied, zu singen von Oettings Bürgerschaft. 138
Ueber die Naturlehre. — — 142
Von der Erfahrung durch die Sinne. 147
An K**. — — — 159
An mein kleines Brüderlein. — 161
Oekonomie. — — 162
Doktor Californius und ein Landmann. 164
Ueber Empfindung. — — 166
An den Verfasser des Lebens des guten Jünglings Engelhof. — — 169
An Arme. — — — 171
Ein Brief an W**. — — 172
Glückseligkeit. — — 178
Von den Seelen. — — 180

Die

Die Wahrheit. — — 186
Morgenlied einer armen Wittwe. — 188
Eine Beylage zum Fragmente über die lyrische Poesie. — — — 189
An Mayenlüfte. — — 197
Leid und Freude. — — 198
Die Mutter unsers HErrn. — 199
Seba und Strephon. — — 201
Noch eine Beylage zum Fragment über die lyrische Poesie. — — 207
Die Macht der Zeit. — — 211

Augsburg,
gedruckt
bey
Christian
Deckardt.

…nbinder Schinner

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Beck, Karl Theodor,

Ernst, Gefühl und Laune

München 1784

P.o.germ. 80
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105158-3
VD18 15293564